1,30 DM / Band 10
Schweiz Fr 1,30 / Österr. S 10,-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Vernon Graves

Fähre in die Unterwelt

Belgien F 25 / Frankr. F 3,20 / Italien L 650 / Luxemb. F 23 / Niederl. f 1,60 / Schweden kr 3,75 Les. / Spanien P 60



Fähre in die Unterwelt

Damona King Nr. 10

Teil 2/3

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 07.08.1979

Fähre in die Unterwelt

Damona King kam zu sich wie nach einem Schlaf, der scheinbar eine Ewigkeit gedauert hatte. Sie schlug die Augen auf.

Über ihr dehnte sich ein dunkler Nachthimmel. Die schmale Mondsichel war halb hinter tief hängenden Wolken verborgen.

Vereinzelte Sterne blinkten in der unendlichen Ferne des Weltraums.

Geräusche drangen an Damonas Ohr. Das leise Schwappen von Wasser, die Quaklaute eines Frosches, das heisere Krächzen eines Vogels. Ein lauer Wind wehte und liebkoste ihren Körper. Der Geruch einer frischen, unverbrauchten Natur drang auf sie ein.

Damona wurde sich bewusst, dass sie nackt war und auf dem Rücken lag. Sie richtete sich auf.

Das hatte unvorhergesehene Folgen. Alles um sie herum fing an zu schwanken, und sie hatte große Mühe, das Gleichgewicht zu bewahren. Jetzt erkannte sie, wo sie sich befand: in einem kleinen, seltsam geformten Boot, das auf einer großen Wasserfläche trieb.

Langsam hörte das Schwanken des Boots wieder auf. Sitzend hatte Damona Gelegenheit, sich näher mit ihrer Umgebung vertraut zu machen.

Die Wasserfläche war unzweifelhaft ein Fluss. Damona erkannte das an der Strömung, die das Boot vorwärts bewegte. Es musste ein sehr breiter Fluss sein, denn sie konnte weder links noch rechts ein Ufer wahrnehmen. Nirgendwo brannte ein Licht, nirgendwo schoben sich die Konturen einer natürlichen oder künstlichen Landschaft aus dem Dunkel der Nacht.

Damona war sich alles andere als sicher, dass sie sich überhaupt auf der Erde befand. Mit Grauen dachte sie an die Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit. Die altägyptische Göttin Bastet, die Katzenköpfige, hatte sie ins Zwischenreich verschleppt, diese jenseitige Dimension, in der Dämonen, Götter und Geister herrschten. Dort hatte die Katzenköpfige sie mehreren Prüfungen unterzogen, die Damona dank der magischen Talente, die in ihr schlummerten, erfolgreich bestanden hatte. Bastet war zu der Überzeugung gelangt, dass sie die ideale Kämpferin sei, wie dazu geschaffen, die Ehre der Göttin zu verteidigen. Stattfinden sollte dieser Kampf in einem Reich am unteren und oberen Fluss. Damona hatte keine Ahnung, wo dieses ihr unbekannte Reich liegen sollte. Aber sie vermutete, dass Bastet sie inzwischen dorthin versetzt hatte. Die Tatsache, dass sie sich jetzt auf einem Fluss befand, sprach jedenfalls dafür. Ob dieser Fluss allerdings in der realen, wirklichen Welt oder im Zwischenreich floss, konnte sie nicht sagen.

Noch nicht…

Damona war jedoch fest entschlossen, es so schnell wie möglich herauszufinden.

Sie fing damit an, indem sie ihr Boot näher untersuchte. Sie hoffte inständig, dabei Hinweise zu finden, die auf eine irdische oder überirdische Herkunft des Boots hindeuteten.

Ganz vorsichtig bewegte sie sich, um ein erneutes gefährliches Schwanken zu vermeiden.

Es dauerte nicht lange, bis sie sich über die Natur des Boots im Klaren war. Seine Konstruktion war denkbar einfach, ja primitiv. Es bestand ausschließlich aus zusammengeflochtenen Binsen. Von außen besaß es eine Schutzschicht, die dazu diente, ein Eindringen des Wassers zu verhindern. Wenn Damona sich nicht allzu sehr irrte, handelte es sich bei dieser Schutzschicht um Pech.

Binsenboot!

Dieser Begriff weckte gewisse Assoziationen in Damona. Stand nicht in der Bibel, dass der Knabe Moses in einem Binsenboot gefunden worden war? Und hatte sich das Ganze nicht im alten Ägypten der Pharaonen auf dem Nil abgespielt?

Altes Ägypten…

Damona erschrak. Sie erinnerte sich daran, dass in den Geschichtsbüchern über Ägypten immer vom oberen und vom unteren

Reich die Rede war. Das hörte sich verdammt ähnlich an wie das Reich am oberen und unteren Fluss!

Hatte die Katzengöttin sie etwa in die Zeit der Pharaonen zurückversetzt?

Es schauderte Damona bei diesem Gedanken. Wenn ihre Spekulationen stimmten, dann war sie mehrere Jahrtausende von ihrer eigenen Zeit entfernt.

Aber es führte kein Weg daran vorbei – sie musste sich darauf einrichten, dass es genau so war.

Wenn es stimmte, dann war dieser Fluss hier der Nil. Sie musste also vorsichtig sein. Vielleicht wimmelte es im Wasser nur so von Krokodilen und Flusspferden.

Damona war vollkommen unschlüssig, was sie jetzt tun sollte. Die Göttin hatte ihr nicht die geringste Mitteilung gemacht, was das für ein großer Kampf war, den sie für die Ehre Bastets führen sollte.

Weisungen würde sie noch erhalten, wenn es so weit war, das hatte die Katzenköpfige gesagt. Und bis dahin…

Damona war kein Mensch, der alles unvorbereitet auf sich zukommen ließ. Sie war es gewohnt, selbst die Initiative zu übernehmen, selbst das Gesetz des Handelns zu bestimmen. Hier auf dem Fluss zu treiben, ohne erkennbaren Sinn, ohne erkennbares Ziel, das war ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack.

Sie wollte ans Ufer, wollte wissen, ob sie wirklich im Ägypten der Pharaonen gelandet war.

Vorsichtig richtete sie sich noch ein bisschen weiter auf, sodass sie mit den Händen die Wasserfläche erreichen konnte. Einen kurzen Augenblick zögerte sie, dann tauchte sie entschlossen ein.

Kein Krokodil schnappte danach. Unwillkürlich musste Damona lächeln. Sie hatte diese Gefahr wohl etwas überschätzt.

Jetzt begann sie, mit den Händen zu paddeln. Das federleichte Binsenboot reagierte sofort, nahm eine Richtungsänderung vor. Allerdings vollzog sich diese nicht ganz so, wie sich Damona das vorgestellt hatte. Das Boot drehte sich, fing an, auf den Wellen zu tanzen. Die Gefahr des Kenterns wurde wieder groß.

Schnell nahm Damona die Hände aus dem Wasser. Ein paar Augenblicke später stabilisierte sich das Boot, als es sich wieder der Strömung überlassen konnte.

Plötzlich sah sie in einiger Entfernung Lichtschein, ganz schwach nur und kaum erkennbar. Wie es schien, befand sich die Lichtquelle auf dem Fluss. Sie tanzte leicht auf und ab, stammte also wahrscheinlich von einem Schiff oder einem Boot.

Langsam, ganz langsam kam das Licht näher. Ja, es befand sich zweifellos auf einem Wassergefährt, das Damona entgegenkam und dabei mühsam gegen die Strömung ankämpfen musste.

Sofort erkannte Damona ihre Chance, aus dem Binsenboot herauszukommen. Wenn es ihr gelang, die Menschen auf dem Schiff auf sich aufmerksam zu machen, würden ihr diese zu Hilfe eilen. Das hoffte sie jedenfalls.

Die Entfernung hatte sich jetzt verringert. Damona konnte inzwischen sehen, dass der Lichtschein mehrere Ursprungsquellen hatte.

Es waren einige Fackeln, die dort brannten. Die noch undeutlichen Umrisse eines großen Boots tauchten aus der nächtlichen Dunkelheit auf. Von der Besatzung konnte Damona allerdings bisher noch nichts ausmachen.

Das fremde Boot lag nicht auf einer Fahrtlinie mit ihrem Binsenboot. Wenn es keine Kursänderung vornahm, würde es in einer Entfernung von etwa hundert Metern passieren.

Und warum sollte es seinen Kurs ändern? Damona war sich ganz sicher, dass die Besatzung sie nicht sehen würde. Dazu war das Binsenboot viel zu klein und unauffällig. Das aber lag nicht in ihrem Sinn. Sie musste sich bemerkbar machen.

Und das tat sie dann auch.

Sie wartete, bis das fremde Boot noch näher gekommen war. Dann erhob sie ihre Stimme.

»Hilfe!«, rief sie. Und noch einmal »Hilfe!«

Sie wurde sich bewusst, dass sie die englische Sprache benutzt hatte. Wenn sie sich hier wirklich im Reich der Pharaonen befand, dann verstand das dort drüben natürlich niemand. Deshalb wiederholte sie ihren Hilferuf nochmals in der altägyptischen Sprache, die sie dank Bastet perfekt beherrschte.

Zuerst sah es so aus, als ob man sie auf dem fremden Boot nicht gehört hatte. Es kam keine Antwort.

Abermals rief Damona.

Wieder vergeblich?

Nein, das fremde Boot änderte jetzt seine Richtung. Damona erkannte es am Feuer der Fackeln, die größer und größer wurden. Das Boot näherte sich ihr.

Aber noch immer rief sie niemand an. Damona wunderte sich darüber. Normalerweise war es ja wohl so, dass Hilfeschreie mit beruhigenden Zurufen beantwortet wurden, wenn man sie zur Kenntnis genommen hatte. Die Menschen auf dem fremden Boot jedoch taten nichts dergleichen.

Menschen…

Erste Bedenken; kamen Damona. Waren es überhaupt Menschen, die dort auf sie zukamen? Vielleicht befand sie sich doch noch nicht wieder auf der Erde. Vielleicht weilte sie nach wie vor im Zwischenreich. Wenn dem so war, dann musste sie damit rechnen,

dass ihr eine Konfrontation mit irgendwelchen Kreaturen der Dämonenwelt bevorstand.

Näher und näher kam das fremde Boot.

Damona schwieg jetzt, rief nicht mehr. Das unbehagliche Gefühl, das Besitz von ihr ergriffen hatte, wuchs. Sie bedauerte bereits, dass sie die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Fast wünschte sie sich, dass man sie übersehen würde, dass es nicht zu einer Begegnung der beiden Boote kam.

Aber danach sah es nicht aus. Zielstrebig folgte das fremde Boot seinem neuen Kurs, der sich genau mit dem von Damonas Binsennussschale kreuzen würde.

Mehr und mehr verringerte sich die Entfernung. Das Fackellicht sorgte dafür, dass Damona jetzt Einzelheiten erkennen konnte.

Es war ein ziemlich großes, flaches Boot. Ein Ruderboot offenbar, denn es schien weder einen Mast noch Segel zu besitzen. Aufschlüsse über die Besatzung konnte Damona nicht gewinnen. Dazu reichten die Lichtverhältnisse noch nicht aus.

Etwas später änderte sich das allerdings. Das Boot war jetzt so nahe heran, dass der Fackelschein die Menschen an Bord erfasste.

Ja, sie glaubte schon, dass es sich um Menschen handelte. Sie konnte zwei Reihen von Ruderern erkennen. Außerdem sah sie mehrere Männergestalten, die auf den Planken standen. Männer, die ganz sicher keine Kleidung des zwanzigsten Jahrhunderts trugen.

Weite Umhänge und Lendentücher flatterten im leichten Wind.

Und noch etwas sprach dafür, dass es sich tatsächlich um Menschen aus der Pharaonenzeit handelte. Das waren die Waffen, die sie in den Händen hielten. Damona erkannte Pfeile und Bögen, lange Speere, Keulen…

Ihr ungutes Gefühl verstärkte sich immer mehr.

Und dazu hatte sie auch allen Grund…

Ihr Binsenboot lag jetzt im Lichtschein der Fackeln. Die Männer an Bord der Barke sahen sie.

Und sie reagierten unverzüglich.

Ihre Bögen hoben sich. Drohende Pfeilspitzen richteten sich unmissverständlich auf Damona.

***

Auf den ersten Blick sah Eileen Rosewall aus wie eine ganz normale Frau. Eine sehr reizvolle Frau sogar. Sie war groß, schlank, von fast klassischer Schönheit. Aber Mike Hunter wusste es besser. Die schöne Eileen war keine normale Frau. Sie war ein Monstrum, eine hundertfache Mörderin, der allerdings kein Gericht der Welt auch nur ein einziges ihrer Verbrechen beweisen konnte.

Ihr richtiger Name lautete auch nicht Eileen Rosewall, sondern

Anchesen-Bastet, und ihre Wiege hatte vor mehreren tausend Jahren im alten Ägypten gestanden. Mit Hilfe von zwei magischen Göttermasken beherrschte sie die unheilige Kunst der Seelenwanderung. Nach Belieben konnte sie einen Körper verlassen, in einen neuen schlüpfen und sich dieses dann bedienen, ohne dass ein Außenstehender etwas von dem Persönlichkeitswechsel des Opfers bemerkte.

Mike Hunter jedoch, der durch seine Freundin Damona King bereits eine andere dieser Töchter der Unsterblichkeit, wie sie sich nannten, gekannt hatte, war Eileen Rosewall alias Anchesen-Bastet auf die Spur gekommen. Er hatte sie in der New Yorker Villa ihres Helfershelfers und Ehemannes Tyrone Rosewall, eines steinreichen Ölindustriellen, gestellt. Nicht weil er sie zur Rechenschaft ziehen wollte. Ganz einfach deshalb, weil Damona King spurlos verschwunden war und eine andere dieser magischen Göttermasken dabei eine entscheidende Rolle gespielt hatte. Mike war sich ziemlich sicher gewesen, dass die in das Geheimnis der Masken eingeweihte Frau ihm einiges über den Verbleib Damonas sagen konnte.

Und mit dieser Spekulation lag er genau richtig. Eileen Rosewall hatte ihm etwas über den Verbleib der Frau sagen können, die er liebte. Damona King befand sich in Ägypten – in der Zeit der Pharaonen. Die Katzengöttin Bastet hatte sie mit Hilfe der magischen Gesichtsmaske dorthin versetzt. Damona sollte dort mit ihren übersinnlichen Kräften für die Ehre der Göttin kämpfen.

Mike Hunter war wie vom Donner gerührt, nachdem er diese Auskunft bekommen hatte.

Im Reich der Pharaonen – das war… Wahnsinn!

Und er, Mike Hunter, steckte hier im New York des zwanzigsten Jahrhunderts und hatte nicht die geringste Möglichkeit, ihr zu Hilfe zu eilen.

Oder?

Eine phantastische Idee setzte sich in Mikes Bewusstsein fest.

Wenn es möglich war, den Abgrund zwischen den Zeiten zu überbrücken, wenn Damona diese irrwitzige Reise durch die Dimensionen gemacht hatte… warum sollte es ihm dann nicht auch gelingen?

Eileen Rosewall merkte, dass er tief in Gedanken versunken war.

Und sie glaubte wohl, dass seine Konzentration nachließ. Daraus wollte sie ihren Vorteil ziehen. Langsam, ganz langsam ging sie rückwärts zu der Kaminecke, wo Mike die Maske der Katzengöttin vorhin hingeworfen hatte.

Aber Mike war bei weitem nicht so unkonzentriert, wie sie dachte.

Schnell hob er die Pistole wieder und richtete sie auf die teuflische Frau.

»Keine faulen Tricks, meine Liebe!« Er hatte sehr wohl erkannt, was die Ägypterin beabsichtigte. Und er wusste nur zu gut, dass er sie nicht mehr kontrollieren konnte, wenn sie es schaffte, die Maske aufzusetzen. Dann war sie in der Lage, sich der Schwarzen Magie zu bedienen und ihn dadurch zu verderben. Ohne das Gesicht der Göttin, wie die Masken Bastets genannt wurden, war sie nicht gefährlicher als jeder andere normale Mensch. Harmloser wahrscheinlich sogar, denn als eine Frau, die ihr Leben nach Belieben verlängern konnte, hatte sie ganz besonderen Horror vor einem gewaltsamen Tod.

»Ich… ich beabsichtige keine faulen Tricks, Hunter«, sagte sie schnell.

»Das will ich Ihnen auch geraten haben!«, erwiderte Mike grimmig lächelnd.

Er warf einen schnellen Blick auf Tyrone Rosewall, den er vorhin niedergeschlagen hatte. Der Ölindustrielle war noch immer bewusstlos und lag nach wie vor auf dem Teppich.

»Was… was haben Sie jetzt mit mir vor, Hunter?«, fragte die Ägypterin. »Wollen Sie mich der Polizei übergeben?«

»Das wäre nur gerecht, nicht wahr? In einer sicheren Zelle und ohne Ihre unseligen Masken wären Sie nicht in der Lage, sich einen neuen Körper zu suchen, in den sie überwechseln können. Sie würden langsam alt und grau werden und schließlich sterben!« Eileen Rosewall wurde noch blasser, als sie ohnehin schon war. Die Zukunftsaussichten, die ihr Mike da geschildert hatte, erschreckten sie zutiefst. Aber sie fing sich schnell wieder.

»Es käme nichts dabei heraus, Hunter«, sagte sie. »Wenn Sie die Polizei alarmieren… was wollen Sie mir anlasten? Dass ich die Kunst der Seelenwanderung beherrsche? Meinen Sie wirklich, dass glaubt Ihnen jemand? Man wird sie allerhöchstens auslachen, sonst gar nichts!« Mike deutete mit der Pistole auf den am Boden liegenden Ehemann der Frau.

»Er ist mein Zeuge!«

Eileen Rosewall gewann immer mehr Oberwasser. Ein spöttisches Lächeln huschte über ihr schönes Gesicht.

»Ty? Er würde niemals gegen mich aussagen! Im Gegenteil, er würde Sie als einen Verrückten hinstellen, der gewaltsam in unser Haus eingedrungen ist und uns mit dem Tode bedroht hat. Und Ty ist jemand! Sein Wort hat Gewicht. Bestimmt mehr als das Ihre, mein lieber Hunter!«

Das befürchtete Mike allerdings auch. Die Wahrheit war zu makaber, zu unwahrscheinlich, um als solche von einem Außenstehenden erkannt zu werden.

Eileen Rosewall konnte seine Gedanken erraten, auch ohne magische Kräfte einzusetzen.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Hunter«, sagte sie mit beinahe missionarischem Eifer. »Sie vergessen, wer ich bin, und gehen wieder. Natürlich sollen Sie das nicht aus reinen Freundschaftsgefühlen heraus tun, die Sie mir ja ganz bestimmt nicht entgegenbringen. Wir machen ein Geschäft, okay? Ich gebe Ihnen Geld – eine Million Dollar, zwei… Wie viel wollen Sie haben, Hunter? Sie brauchen nicht einmal bescheiden zu sein. Ich bin reich, sehr reich …«

»Ich bin nicht käuflich!«, erwiderte Mike entschieden. »Außerdem brauche ich Ihr Geld nicht.«

Was er sagte, war die reine Wahrheit. Mike hatte nichts gegen gute Dollars, ganz und gar nicht. Aber als Generalbevollmächtigter des King-Konzerns bezog er ein ausgezeichnetes Gehalt. Ganz davon abgesehen war er fest entschlossen, Damona King, die alleinige Eigentümerin des weltweiten Multis, in absehbarer Zeit zu heiraten.

Nicht wegen ihres Geldes, sondern aus Liebe. Dennoch würden ihre Millionen dann auch ihm gehören. Geld wäre also das Letzte gewesen, was ihn jetzt hätte reizen können. Er wollte Damona wiederhaben, alles andere war gleichgültig.

Eileen Rosewall sah die Dinge anders. »Überlegen Sie sich, was Sie sagen, Hunter«, drängte sie. »So eine Chance bekommen Sie nie wieder geboten!«

»Sparen Sie sich die Mühe, mich überreden zu wollen«, sagte Mike kalt. »Ich werde meinen Grundsätzen nicht untreu. In einem Punkt haben Sie allerdings wahrscheinlich Recht. Es wird wirklich schwer sein, die Polizei davon zu überzeugen, dass Sie im Laufe der Jahrhunderte unzählige unschuldige Frauen ins Jenseits befördert haben.«

»Na, sehen Sie«, kommentierte die Ägypterin diese Erkenntnis.

Triumph blitzte in ihren nachtdunklen Augen auf.

Aber Mike erstickte ihr Siegesgefühl sofort im Keim.

»Sie verstehen mich falsch, Anchesen-Bastet«, sagte er ganz ruhig.

»Es mag zwar sein, dass die ordentliche Gerichtsbarkeit sie nicht zur Rechenschaft ziehen wird. Aber das soll keineswegs heißen, dass Sie ungestraft davonkommen werden!«

»Was wollen Sie damit sagen?«. Die Stimme der Frau wurde wieder unsicher.

»Ich will damit zum Ausdruck bringen, dass es immer noch einen Menschen gibt, der von Ihrer Schuld weiß. Mich nämlich! Und deshalb, Anchesen-Bastet…«

Mike machte ein grimmiges Gesicht und zielte mit der Pistole auf die Stirn der schönen Frau.

Die Ägypterin zuckte entsetzt zurück. »Sie… Sie wollen doch nicht etwa …« Die Stimme versagte ihr.

»Es wäre nur zu gerecht, nicht wahr?«, stellte Mike mit kalter Stimme

fest. »Auge um Auge, Zahn um Zahn! Ich habe gelesen, dass das zur Zeit Ihrer Geburt allgemeines Gesetz war!«

»Die… die Zeiten haben sich geändert!«

»Wirklich?« Mike lächelte. »Na schön, selbst wenn ich Sie nicht töte, weil Sie in der Vergangenheit unzählige Verbrechen begangen haben… Wenn ich Sie jetzt und hier erschieße, dann ist wenigstens die Gewähr gegeben, dass Sie in Zukunft kein ahnungsloses Mädchen mehr auslöschen werden!«

»Um Gottes willen, tun Sie es nicht!«

»Gott?«, wiederholte Mike. »Für Sie gibt es keinen Gott! Und die Katzenköpfige ist ein Wesen aus der Dimension der Finsternis!«

Aschgrau war die Frau jetzt im Gesicht geworden. Sie zitterte unkontrolliert.

»Was… was verlangen Sie, damit Sie mein Leben schonen?«, stammelte sie fast tonlos.

Mike setzte eine überlegende Miene auf. »Gut«, sagte er nach einer kurzen Weile. »Ich will Gnade vor Recht ergehen lassen. Unter einer Bedingung!«

»Ja?« Hoffnungsschimmer glommen in den brennenden Augen Eileen Rosewalls auf.

Mike deutete auf die goldene Katzenmaske neben dem Kamin.

»Sie sagten, dass es möglich ist, mit Hilfe dieses Dings ins alte Ägypten zu… äh … reisen. Verraten Sie mir die magische Formel, mit der das zu bewerkstelligen ist, und ich lasse Sie in Ruhe.«

Verblüfft starrte ihn die Frau an. »Sie wollen…«

»Ja!«

Heftig schüttelte Eileen Rosewall den Kopf. »Das ist unmöglich! Die Göttin würde Sie niemals erwählen. Und selbst wenn die Erhabene Gefallen an Ihnen finden würde… es ginge trotzdem nicht!«

»Warum nicht?«

»Das Gesicht der Göttin kann nur eine Frau tragen. Sie sind ein Mann. Sie wären gegen die Aura Bastets immun.«

»Sorry«, sagte Mike, »ich wollte Ihnen eine Chance geben!« Er tat so, als würde sich sein Finger um den Abzug der Pistole krümmen.

»Warten Sie!«, schrie die Frau. »Mir kommt da ein Gedanke…«

»Ich höre«, sagte Mike befriedigt.

***

Unwillkürlich zuckte Damona zusammen, als sie die Pfeile auf sich gerichtet sah. Durch die etwas heftige Bewegung geriet ihre Nussschale sofort wieder ins Schwanken.

Die Männer an Bord der Barke deuteten das offenbar falsch. Zum ersten Mal richtete einer von ihnen das Wort an sie.

»Versuche nicht zu fliehen, Kreatur der falschen Göttin!«, schallte ihr

eine scharfe, unangenehm schnarrende Stimme entgegen. »Wir werden dir keine Gelegenheit geben zu entkommen!«

Die Sprache, in der der Mann sie angerufen hatte, war die des alten Ägyptens. Aber das war es nicht, was Damona einen gewissen Schock versetzte. Im Stillen war sie schon darauf vorbereitet gewesen, dass sie sich im Pharaonenreich befand. Etwas anderes jedoch verblüffte sie zutiefst.

Kreatur der falschen Göttin!

Daraus konnte sie nur eines schließen: Die Ägypter an Bord der Barke wussten, dass sie sozusagen eine Abgesandte der Katzenköpfigen war. Dass sie Bastet eine »falsche Göttin« genannt hatten, verstand sie zwar nicht, denn die Katzenköpfige war eine angestammte Angehörige des altägyptischen Pantheons. Aber das spielte jetzt keine große Rolle. Entscheidend war allein, dass man auf der Barke über sie Bescheid wusste, dass man sie hier auf dem Fluss vielleicht sogar erwartet hatte.

Wieso?

Diese Frage konnte Damona nicht beantworten. Und sie fand auch jetzt nicht die Zeit, darüber nachzudenken.

Ihr schwankendes Boot hatte sich inzwischen wieder beruhigt. Einigermaßen jedenfalls. Die Wellenbewegungen der immer näher kommenden Barke ließen es noch leicht auf und ab tanzen.

»Ich will euch nicht entfliehen«, rief Damona zu den Ägyptern hinüber. »Ganz das Gegenteil ist der Fall. Ich erbitte eure Hilfe!«

Sie hatte gehofft, durch diese friedlichen Worte die gespannte Situation zu entkrampfen. Aber das war ihr nicht gelungen. Die Bogenschützen bedrohten sie nach wie vor. Und auch die Stimme des Mannes, der ihr jetzt antwortete, verlor nichts von ihrer Schärfe.

»Du kannst uns nicht täuschen, Weib! Wir wissen, dass du darauf lauerst, uns zu verderben!«

»Wie sollte ich das tun?«, gab Damona zurück. »Seht her, ich besitze keinerlei Waffen.«

»Eine wie du braucht keine Waffen, um Tod und Vernichtung zu bringen! Darum rate ich dir gut, Weib: Gib uns keinen Anlass, Böses von dir zu erwarten! Sonst stirbst du, und die Krokodile werden deinen Leichnam fressen!«

Das waren harte, brutale Worte. Damona zweifelte keinen Augenblick, dass sie ernst gemeint waren.

Die Barke war jetzt ganz dicht herangekommen. Die Ruderer handhabten ihre Riemen geschickt und sorgten dafür, dass die beiden Boote nebeneinander zu liegen kamen.

Ganz deutlich hatte Damona den Mann, der mit ihr sprach, jetzt vor sich.

Er war groß, sehr groß sogar. Ein leuchtend roter Umhang umhüllte

eine hagere, fast dürre Gestalt. Sein adlernasiges, scharfkantiges Gesicht war im Fackellicht deutlich zu erkennen. Auf der Stirn prangte eine runde goldene Platte, die wohl als Symbol der Sonnenscheibe zu deuten war. Als Kopfbedeckung trug er ein kunstvoll geschlungenes Tuch mit roten und gelben Streifen, wie Damona es von den Pharaonenbildern her kannte. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelte es sich bei diesem Mann um einen hohen Würdenträger, möglicherweise um einen Priester.

Der Mann war nicht der einzige seiner Art an Bord der Barke. Damona sah noch drei andere, die genauso gekleidet waren. Die Männer mit den Waffen und die Ruderer hingegen trugen nur einfache Lendentücher. Bei ihnen handelte es sich fraglos um reine Befehlsempfänger.

Wenige Meter waren Binsenboot und Barke voneinander entfernt.

Die Ruderer des großen Boots hatten die Riemen inzwischen eingeholt, ließen ihr Gefährt jetzt ebenfalls von der Strömung ziehen. Nebeneinander trieben die beiden Boote dahin.

»Komm an Bord unserer Barke, Weib!«, befahl der hagere Würdenträger.

Damona wusste, dass ihr gar keine andere Wahl blieb. Die auf sie gerichteten Waffen waren ein überzeugender Grund, der Aufforderung Folge zu leisten.

»Ich komme«, sagte sie deshalb.

Vorsichtig, ganz vorsichtig versuchte sie, sich in ihrer Nussschale aufzurichten. Obwohl das Binsenboot sofort wieder stark schaukelte, gelang es ihr, aus ihrer sitzenden Position in die Knielage zu kommen.

»Helft mir«, rief sie zu der Barke hinüber. »Alleine schaffe ich es nicht!«

Misstrauisch starrte sie der Hagere an. Obwohl er inzwischen erkannt haben musste, dass sie tatsächlich unbewaffnet war und auch sonst keine Aggressivität an den Tag legte, schien er ihr keinen Meter weit zu trauen.

Dabei hatte er dazu keinerlei Veranlassung. Selbst wenn er um Damonas magische Kräfte wusste – erneut fragte sich Damona, woher er sein Wissen bezogen haben konnte –, brauchte er sie nicht zu fürchten. Ihre übersinnlichen Fähigkeiten schlummerten. Damona konnte nicht nach Belieben auf sie zurückgreifen. Sie würden höchstens reflexartig in dem Augenblick erwachen, in dem sie sich in allergrößter Todesgefahr befand. Die jedoch sah Damona zur Zeit noch nicht.

Sekunden lang reagierte der Hagere nicht auf Damonas Bitte um Hilfe. Dann endlich raunte er einigen seiner Männer etwas zu, was Damona allerdings nicht verstehen konnte.

Zwei der Bogenschützen senkten ihre Bogen und legten sie auf die

Planken. Dann traten sie ganz dicht an den Bug der Barke heran und streckten die Arme aus.

Gerade wollte sich Damona den helfenden Händen entgegenrecken, als sie ganz überraschend eine Stimme in ihrem Rücken hörte.

Eine Stimme, die nicht von der Barke kam, sondern aus der entgegengesetzten Richtung.

»Geh nicht auf die Barke der verfluchten Aton-Knechte, Herrin! Es wäre dein sicherer Tod!«

Damona stockte mitten in der Bewegung.

Herrin! hatte sie der Unbekannte genannt. Gefühls- und verstandesmäßig war ihr diese Anrede sofort weitaus sympathischer als »Weib« oder »Kreatur«. Und ihr war auch nicht entgangen, dass in den warnenden Worten ein unüberhörbar besorgter Unterton mitgeschwungen hatte.

Sie wandte den Kopf nach hinten. Aber sie konnte den fremden Warner nicht sehen. Auch er musste in einem Boot sitzen. Dieses wurde jedoch nicht vom Fackelschein erfasst und verbarg sich in der nächtlichen Dunkelheit.

Die Männer an Bord der Barke hatten ihr Zögern bemerkt. War die Stimme des Warners im, Hintergrund auch bis zu ihnen durchgedrungen?

Es schien nicht so…

»Versuche nicht, uns zu täuschen, Weib!«, donnerte ihr der Hagere entgegen. »Unsere Pfeilspitzen würden dich durchbohren, und es ist niemand da, der dich davor schützen kann!«

»Glaube ihm nicht, Herrin!«, hörte Damona wieder die Stimme des Unsichtbaren. »Wir schützen dich vor den Knechten Atons!«

Die Stimme klang jetzt lauter als beim ersten Anruf.

Zu laut!

Damona, immer noch in kniender Position, sah deutlich, wie der Hagere zusammenzuckte. Ohne Frage hatte er etwas gehört.

Und nicht nur er.

Auch andere Männer an Bord der Barke waren aufmerksam geworden. Ihre Haltung straffte sich auffällig. Fragende Blicke gingen zu dem Hageren hinüber.

Dieser zögerte keine Sekunde.

»Tötet die Kreatur der falschen Göttin!«, gellte sein wilder Schrei über das Wasser.

Aus ihrer knienden Position heraus warf sie sich reaktionsschnell nach hinten.

Keinen Sekundenbruchteil zu früh.

Surrend löste sich eine ganze Serie von Pfeilen von den Bogensehnen. Aber sie trafen Damona nicht, bohrten sich lediglich in das Binsengeflecht ihrer Nussschale.

Mit dem Hinterkopf zuerst tauchte Damona in das Wasser des Flusses ein. Es war kühl, aber bei weitem nicht so eisig, wie sie das von den Seen des heimatlichen Schottlands gewohnt war. Sie bekam keinen Schock, behielt vollkommen die Kontrolle über ihren Körper.

Sie konnte nur ganz kurz unter Wasser bleiben. Vor dem verzweifelten Sprung in den Fluss war ihr keine Zeit geblieben, die Lungen voll Luft zu pumpen.

Nach wenigen Sekunden schon, praktisch an derselben Stelle, an der sie untergetaucht war, musste sie den Kopf wieder über die Wasseroberfläche schieben.

Erschrocken nahm sie zur Kenntnis, dass man an Bord der Barke sehr schnell geschaltet hatte. Die Ruderer hatten wieder nach den Riemen gegriffen. Der Bug des großen Boots befand sich unmittelbar neben ihr.

»Hierher, Herrin!«, hörte sie die hektische Stimme des Warners von rechts.

Ob der Mann sie gesehen hatte, wusste sie nicht. Auf der Barke jedenfalls war ihr Auftauchen nicht unbemerkt geblieben.

Als Damona den Kopf hob, um Luft zu holen, sah sie über sich einen der Männer im Lendenschurz, der genau auf sie hinunterblickte.

Einen Mann, der einen Speer in der Hand hielt!

Und der Ägypter handelte sofort. Wie ein Fischer, der einen Fisch aufspießen will, ließ er seinen Speer nach unten zucken.

Aber genau das hatte Damona kommen sehen. Gerade noch rechtzeitig tauchte sie wieder unter. Wie knapp sie dem Tode entronnen war, wurde ihr schmerzhaft vor Augen geführt. Die Speerspitze erwischte noch ihr Haar, verhakte sich darin. Als sie sich unter Wasser mit ein paar kräftigen Schwimmstößen entfernte, kam sie nicht ganz ungeschoren davon. Ein Büschel Haar blieb an den Widerhaken der Speerspitze hängen.

Damona war es gewohnt, mit offenen Augen zu tauchen. Aber das half ihr jetzt nichts. Im Wasser war es stockdunkel. Sie hatte echte Schwierigkeiten, sich zu orientieren.

Sie blieb so lange unten, wie es nur eben ging. Erst als ihr die Atemluft knapp wurde, schickte sie sich an, wieder nach oben zu gehen.

Das wäre fast ins Auge gegangen. Als ihr Kopf trotz heftigster Arm- und Beinschläge die Wasseroberfläche noch immer nicht durchstieß, wurde ihr klar, dass sie das Gefühl für oben und unten verloren hatte. Ganz offensichtlich schwamm sie genau in die falsche Richtung. Sie mobilisierte die letzten Kraftreserven und machte eine Kehrtwendung. Verzweifelt kraulend versuchte sie, dem Tode des Erstickens zu entgehen.

Rote Ringe fingen an, vor ihren Augen zu tanzen. Die Lungen

platzten ihr fast, und in ihrer Kehle entstand ein Gefühl, als würden sich zwei würgende Hände darum klammern.

Und als sie schon beinahe nicht mehr daran glaubte, dass sie es schaffen würde, sah sie plötzlich die Sterne über sich.

Japsend zog sie frische Luft in die schmerzenden Lungen. Im Augenblick war sie gar nicht in der Lage, sich auf ihre Umwelt zu konzentrieren.

Erst nach mehreren Sekunden hatte sie sich wieder so weit erholt, dass sie sich mit der Situation vertraut machen konnte.

Mit Erleichterung stellte sie fest, dass sie sich doch gut zehn Körperlängen von der Barke entfernt hatte. Sie glaubte nicht, dass sie sich im Moment im Lichtschein der Fackeln befand.

Und wie es aussah, hatten die Männer auf dem großen Boot zur Zeit auch gar keine Zeit, nach ihr zu suchen.

Sie wurden beschossen!

Aus dem Dunkel heraus flogen Pfeile auf die Barke zu. Pfeile, die auch trafen.

Damona hörte Schmerzensschreie, sah, dass zwei der Männer zusammenbrachen. In den Reihen der Ruderer entstand Unordnung.

Und auch die bewaffneten Männer beherrschten die Situation keineswegs. Zwar schossen sie zurück, ließen auch sie Pfeil auf Pfeil von den Bogensehnen schnellen. Aber ihre Aussichten, jemanden zu treffen, waren recht gering. Im Gegensatz zu ihnen selbst wurden ihre Gegner nicht durch den Fackelschein aus dem anonymen Dunkel herausgehoben.

Das erkannten jetzt auch die Männer mit den Sonnensymbolen auf der Stirn.

»Löscht das Licht!«, erklang eine befehlende Stimme.

Und dann dauerte es auch nur noch wenige Sekunden, bis alle Fackeln ausgingen. Auch die Barke wurde jetzt von der Nacht eingehüllt wie von einem schwarzen Tuch. Damona konnte das große Boot nur noch als konturenloses Schemen in der Dunkelheit wahrnehmen.

»Herrin, hierher«, hörte sie dann wieder die Stimme des Mannes, der sie vorhin gewarnt hatte.

Damona zögerte.

Natürlich, ihre Lage war äußerst unerfreulich. Sie befand sich irgendwo mitten im Nil und hatte keine Ahnung, wo das Ufer war.

Wellengang und Strömung machten ihr zu schaffen. Sie musste mit Armen und Beinen arbeiten, um nicht unterzugehen. Es wäre also naheliegend gewesen, das Hilfeangebot unverzüglich anzunehmen.

Aber sie hatte gewisse Hemmungen, dies zu tun. Wer waren diese scheinbar so selbstlosen Helfer?

Sie wusste es nicht, konnte nur Vermutungen anstellen. Der Mann

hatte sie vor den »Knechten Atons« gewarnt. Aton, das wusste sie, war ein ägyptischer Gott. Sie konnte daraus nur schließen, dass die Männer, die ihr helfen wollten, diesem Gott nicht wohlgesonnen waren. Weil sie selbst einem anderen Gott dienten?

Oder einer anderen Göttin! spekulierte Damona. Bastet, der Katzenköpfigen, zum Beispiel…

Sie wurde irgendwie das Gefühl nicht los, vom Regen in die Traufe zu kommen. Auch die Tatsache, dass man sie ehrerbietig »Herrin« nannte, änderte an diesem Gefühl nicht viel.

»Herrin, wo bist du?«

Wieder die Stimme des Warners, gar nicht weit von Damonas gegenwärtiger Position entfernt.

Nicht nur sie hatte den Mann gehört. Auch auf der Barke hielt man die Ohren offen.

Pfeile, die von dem großen Boot kamen, surrten durch die Luft.

Ziemlich dicht über Damonas Kopf hinweg. Sie wusste, dass die Geschosse nicht ihr galten, sondern dem unbekannten Mann, der sie angerufen hatte.

Ihr war kalt. Deutlich spürte sie, wie sie eine Gänsehaut überlief.

Auf Dauer war selbst das Wasser des Nils für ihren nackten und erschöpften Körper Gift. Sie musste raus aus dem Fluss, so schnell wie möglich.

Diese Überlegung gab den Ausschlag. Ja, sie würde es riskieren, mit den Gegnern der »Knechte Atons« zu paktieren. Für den gegenwärtigen Zeitpunkt jedenfalls…

Nachdem sie sich entschlossen hatte, verlor sie auch keine überflüssige Zeit mehr. Mit schnellen Schwimmstößen bewegte sie sich dorthin, wo sie die Stimme des Warners zuletzt gehört hatte. Sehen konnte sie weder ihn noch einen der anderen Männer, die die Barke mit ihren Pfeilen angegriffen hatten. Ihr Boot musste also ziemlich klein sein, wenn es sich nicht einmal in Umrissen aus der Dunkelheit herausschälte.

»Wo seid ihr?«, rief Damona. Sie bemühte sich um eine gedämpfte Lautstärke, um nicht auf der Barke gehört zu werden.

Sofort bekam sie Antwort.

»Hier, Herrin, hier!«

Echte Freude, ja, fast Begeisterung klang in den Worten an. Man schien ganz wild darauf zu sein, sie zu retten.

Damona nahm eine leichte Richtungsänderung vor. Und wenige Augenblicke später tauchte dann ein noch formloses Etwas vor ihr auf.

Nach ein paar weiteren Schwimmzügen konnte sie ein kleines Boot erkennen.

Zwei Männer saßen darin. Sie waren inzwischen auf sie aufmerksam geworden, tauchten Ruder ins Wasser. Das Boot schob sich ihr

langsam entgegen.
Dann war Damona heran.
Die Männer legten die Riemen aus der Hand, streckten ihr die Arme entgegen.
Ganz kurz zögerte Damona noch. Dann ließ sie sich ins Boot ziehen…

***

»Ich kann Ihnen nicht helfen, ins Obere und Untere Reich zurückzukehren«, sagte Eileen Rosewall alias Anchesen-Bastet. »Aber vielleicht kann es jemand anderes.«
»Wer?«, fragte Mike Hunter scharf.
»Sennufer!«
Mike runzelte die Stirn. »Wer ist Sennufer?«
»Ein ergebener Diener des großen Gottes Anubis.«
»Na und?«, grunzte Mike unwillig. »Was soll mir der Kerl? Wird ja wohl schon seit ein paar Jahrtausenden vermodert sein!«
»Sennufer lebt!«
»Er…« Mike hatte nie eine lange Leitung gehabt. Er begriff auch jetzt sehr schnell. »Dieser Sennufer ist ebenfalls so ein verdammter Seelenwanderer!«, stellte er fest.
Eileen Rosewall nickte. »Der große Gott Anubis gewährt ihm die Gnade.«
»Gnade!« Unwillig verzog Mike Hunter den Mund. »Okay, wo finde ich diesen Sennufer?«
Gerade wollte die Frau antworten, als etwas geschah, was sie daran hinderte.
Der Boden glitt ihr und Mike unter den Füßen weg. Im wahrsten Sinne des Wortes.
Schwankend kämpfte Mike um sein Gleichgewicht, ruderte dabei mit den Armen in der Luft herum. Aus den Augenwinkeln sah er, wer für den Zwischenfall verantwortlich war: Tyrone Rosewall. Der Mann war aus seiner Bewusstlosigkeit erwacht, hatte reaktionsschnell den Zipfel des Persers gepackt und mit aller Kraft daran gerissen.
Mike schaffte es nicht, sich auf den Füßen zu halten. Er rutschte weg und ging zu Boden. Dabei verlor er die Pistole zwar nicht aus der Hand, aber die Abgabe eines kontrollierten Schusses war ihm auch nicht möglich.
Diesen Umstand wollte Tyrone Rosewall ausnutzen. Er war ein großer kräftiger Mann in den sogenannten besten Jahren. Und er hatte sich körperlich fit gehalten. Erstaunlich geschmeidig warf er sich auf Mike, bekam seinen Pistolenarm zu packen und presste ihn mit aller Kraft auf den Teppich.
Seine Frau reagierte sofort. Mit einem Satz war sie in der Kaminecke und griff nach der goldenen Maske der Katzengöttin.

»Halt ihn fest, Ty!«, rief sie ihrem Helfershelfer in Sachen Schwarzer Magie zu. »Ich brauche eine Minute, und dann…«

Schon hatte sie sich das Gesicht der Göttin aufgesetzt. Ihre Haltung wurde ganz starr. Mike wusste, dass sie sich jetzt mit aller geistiger Kraft konzentrierte, um Verbindung zu ihrer Herrin aufzunehmen, die im Zwischenreich weilte.

Aber dazu wollte es Mike nicht kommen lassen. Er war fast zwanzig Jahre jünger als der Ölindustrielle und diesem an Körperkräften klar überlegen. Die überlegenen Körperkräfte setzte er jetzt ein. Mit einem Ruck befreite er seinen Unterarm aus der Umklammerung Rosewalls. Seine Pistolenhand war wieder frei. Er hätte jetzt schießen können, verzichtete jedoch darauf. Stattdessen schlug er mit dem Lauf der Pistole kurz und trocken zu.

Rosewall ächzte, versuchte mit fahrigen Handbewegungen, Mike abermals in den Arm zu fallen. Ein zweiter Hieb mit dem Pistolenlauf gab ihm den Rest. Kraftlos kippte er rückwärts und blieb reglos liegen.

Einen Augenblick später war Mike wieder auf den Füßen. Sein Blick suchte die Ägypterin.

Sie stand immer noch da wie eine Statue. Mit der goldenen Maske wirkte sie beinahe wirklich wie ein Götterbildnis aus einem orientalischen Tempel. Dass sie ein modernes Cocktailkleid trug, störte dabei nicht einmal.

Die Maske war ein echtes Kunstwerk. Der dargestellte Katzenkopf hatte eine klare realistische Linienführung und vermittelte gleichzeitig doch einen Eindruck des Übernatürlichen, des Dämonischen.

Edelsteine kontrastierten auf geheimnisvolle Art und Weise mit dem glänzenden Gold. Die auffälligsten waren zwei große Smaragde, die die Augen der Maske bildeten.

Diese Augen alarmierten Mike Hunter. Sie glühten wie Kohlen, die direkt dem Höllenfeuer zu entstammen schienen. Keine Frage, dass Eileen Rosewall alias Anchesen-Bastet auf dem besten Wege war, unheilige Kräfte aus der Dimension der Finsternis in die diesseitige Welt zu holen.

Immer heller strahlten die Smaragde. Sie kamen Mike vor wie zwei Miniatursonnen.

Seinem Instinkt folgend warf er sich zu Boden.

Keinen Sekundenbruchteil zu früh…

Aus den Augen der Göttermaske zuckten plötzlich zwei gleißende Lichtblitze. Wie Laserstrahlen jagten sie auf die Stelle zu, an der Mike gerade noch gestanden hatte. Sie verfehlten ihn und bohrten sich stattdessen in eine der Wände des Salons. Fingerdicke Löcher entstanden in Tapete und Mauergestein.

Auf dem Teppich liegend riss Mike die Pistole hoch und feuerte – einmal, zweimal…

Er hatte auf die beiden unheimlichen Smaragde gezielt… und getroffen.

Für ein paar Augenblicke verloren die Augen der Göttermaske ihren stechenden Glanz. Sie trübten sich, wurden stumpf wie verlöschende Glühbirnen.

Im nächsten Moment jedoch glühten sie wieder auf, waren erneut bereit, ihre mörderischen Strahlen abzuschießen.

Bevor dies geschehen konnte, handelte Mike Hunter. Aus der Bodenlage schnellte er nach vorne. Er prallte gegen die Beine der Frau, brachte sie ins Straucheln.

Die teuflischen Strahlen, die jetzt aus den Smaragdaugen brachen, trafen Mike wiederum nicht. Ein Yard von ihm entfernt bohrten sie sich in den Fußboden. Der Perserteppich fing an zu glimmen. Kleine Flammen züngelten hoch.

Mike federte hoch. Mit beiden Händen packte er die goldene Maske und riss sie der Frau vom Kopf.

Sofort erlosch das unheilige Feuer in den Smaragden. Der magische Strom zwischen der diesseitigen und der jenseitigen Welt war unterbrochen.

Das Gesicht der Ägypterin war wachsbleich, wirkte beinahe selbst wie eine Maske. Schweißtropfen bedeckten es von der Stirn bis zum Halsansatz. Die Augen waren noch geschlossen, zeigten an, dass Anchesen-Bastet noch nicht wieder richtig in die Wirklichkeit zurückgefunden hatte.

Mike Hunter schleuderte die teuflische Göttermaske weit von sich und trat gleichzeitig das Feuer aus, das den Teppich erfasst hatte.

Dann versetzte er der schönen Frau mit der linken Hand eine schallende Ohrfeige, um ihr die Realitäten des Augenblicks drastisch klarzumachen.

»Aufwachen, Schwester!«, fuhr er sie an. »Deine Göttin hat dich verlassen!«

Eileen Rosewall öffnete die Augen. Sie waren ein einziger Spiegel der Enttäuschung, des Zorns, des Hasses. Wenn sie jetzt so gekonnt hätte, wie sie wollte, wäre Mike Hunter auf der Stelle ein toter Mann gewesen.

»Sie sind mit bösen Geistern im Bunde, Hunter!«, zischte sie erbittert.

Mike musste lachen. Dass ausgerechnet sie, eine Tochter der schwarzen Magie, so etwas zu ihm sagte, amüsierte ihn. Aber er wurde schnell wieder ernst.

Die Pistole, die er nach wie vor in der Hand hielt, auf die Ägypterin richtend, sagte er: »Wir sprachen von Sennufer, Sie erinnern sich?«

»Sennufer?«, wiederholte Eileen Rosewall. Sie tat es in einem Tonfall, als hätte sie den Namen nie gehört.

Mike hatte keine Lust, sich an der Nase herumführen zu lassen. Er

nahm die Pistole eine knappe Handbreit zur Seite und zog den Abzug durch.

Krachend entlud sich der Schuss. Die Kugel pfiff so dicht an Eileen Rosewalls Kopf vorbei, dass sich ihr Haar durch den Luftzug bewegte. Erschrocken zuckte sie zusammen.

»Das war die letzte Warnung«, sagte Mike scharf. »Wenn Sie mir jetzt nicht sofort sagen, was ich wissen will, hat ihr ewiges Leben ein ganz plötzliches Ende!«

Das genügte. Eileen Rosewall alias Anchesen-Bastet leistete keinen Widerstand mehr.

»Was wollen Sie wissen?«, flüsterte sie brüchig.

»Ich will diesen Sennufer! Wo finde ich ihn?«

»In Nicaragua. Er besitzt dort eine große Hazienda.«

Mike glaubte ihr. Eine Hazienda in einem diktatorisch beherrschten Staat – wahrscheinlich hatte Sennufer dort die Möglichkeit, zu leben wie ein Fürst aus längst verflossenen Zeiten.

»Wie nennt er sich?«, wollte er wissen.

»Carlos Mendoza.«

Mike stellte weitere Fragen. Eileen Rosewall gab bereitwillig Auskunft. Ihre Furcht vor dem Tod kannte keine Grenzen. Bald wusste Mike über Senor Carlos Mendoza alias Sennufer so ziemlich alles, was er wissen wollte.

»Lassen Sie mich jetzt in Frieden?«, fragte die Ägypterin hoffnungsvoll, als Mike mit dem Verhör fertig war.

Es widerstrebte ihm sehr, sie tatsächlich sich selbst zu überlassen.

Sie war eine vielfache Mörderin und hätte schwerste Bestrafung verdient gehabt. Aber Mike war nicht ihr Richter. Und sie der Polizei auszuliefern, war sinnlos. Es gab keine Beweise für ihre Verbrechen.

Deshalb beschränkte er sich darauf, sie dazu zu zwingen, ihm die beiden Göttermasken auszuhändigen, die sich in ihrem Besitz befanden.

Auf diese Weise konnte er wenigstens ausschließen, dass sie auch in Zukunft ihre teuflische Praxis der Seelenwanderung fortsetzte.

Dann ging er.

***

»Sei gegrüßt, Herrin!« Trotz des beengten Raums, den das kleine Ruderboot zu bieten hatte, schafften es die beiden Männer, eine ehrerbietige Verbeugung zustande zu bringen. Sie überschlugen sich fast, Damona einen Platz auf einer der schmalen Bänke anzubieten.

Damona setzte sich.

Es war zu dunkel, um mehr als Oberflächlichkeiten von der äußeren Erscheinung ihrer Retter wahrnehmen zu können. Damona erkannte lediglich, dass sie einfach gekleidet waren. Lendenschurz und

Sandalen, mehr trugen sie nicht. Ihre Schädel waren kahl geschoren. Auch ihre Stirn war mit irgendeinem Symbol geschmückt.

Was es darstellte, konnte sie bei den unzureichenden Lichtverhältnissen jedoch nicht feststellen.

Einer der beiden Männer rief mit halblauter Stimme in die Dunkelheit hinein, dass er und sein Bootsgefährte die »Herrin« an Bord genommen hatten. Von verschiedenen Seiten kamen daraufhin Laute der Befriedigung, ja des Triumphes. Damona schloss daraus, dass sich eine ganze Armada kleiner Boote in der näheren Umgebung befand.

Die Jubelrufe wurden drüben auf der Barke mit spürbarer Verbitterung aufgenommen. In der Luft surrte es wieder, als Pfeile heranflogen. Damona bezweifelte jedoch, dass sie irgendetwas bewirkten.

Es waren Schüsse ins Blaue – ins Schwarze – hinein, mehr nicht.

Aber die Männer auf dem großen Boot beschränkten sich nicht nur auf die mehr oder weniger hohle Geste des Pfeileschießens. Damona glaubte zu erkennen, dass sich die Barke dem Boot näherte, in dem sie jetzt saß.

Außerdem taten die so genannten Knechte Atons noch etwas: sie ließen irgendwelche fremdartigen Blasinstrumente erklingen. Klagende, lang anhaltende Töne hallten durch die Nacht. Laut und weithin vernehmbar.

Die Töne kamen in ganz bestimmten Abständen, ließen eindeutig ein System erkennen.

Signale!

Die beiden Männer in Damonas Boot sahen es genauso. Hastig flüsterten sie miteinander, so leise, dass Damona nicht verstand, was sie sagten. Aber das war auch nicht nötig. Der Tonfall verriet eigentlich fast alles. Die Signale machten die Männer nervös.

Fast hektisch griffen sie nach den Rudern und stemmten sie kräftig ins Wasser.

Das Boot nahm Fahrt auf. Ein ganzes Stück ließen es die beiden Männer in jene Richtung fahren, in der nach Damonas Gefühl das linke Ufer liegen musste. Aber sie hatten nicht vor, dieses anzusteuern. Stattdessen überließen sie es wieder der Strömung und lenkten es flussabwärts.

Ein Blick zurück überzeugte Damona davon, dass die Barke inzwischen nicht mehr auszumachen war. Das große Boot hatte ganz offensichtlich in der herrschenden Dunkelheit die »Spur« verloren.

Damona hatte nichts dagegen.

Zügig huschte das Boot über die Wellen. Die beiden Männer unterstützten die Strömung auch weiterhin mit kräftigen Ruderschlägen. Keiner von ihnen sagte ein einziges Wort. Sie taten so,

als sei Damona Luft. Oder aber ein höheres Wesen, das man nicht anzusprechen wagte.

Mehrere Minuten schwieg auch Damona. Dann wurde es ihr zu dumm. Tausend Fragen brannten ihr auf den Lippen. Fragen, von denen ihr Leben abhängen konnte.

»Warum habt ihr mich gerettet?«, fragte sie ganz plötzlich.

Die beiden Männer hoben fast ruckartig die Köpfe. Damona konnte in der Dunkelheit ihre Augen nicht sehen. Aber sie war sich ziemlich sicher, dass die zwei sie anstarrten wie Bauklötze. Antwort gab jedoch weder der eine noch der andere.

»Nun?«, drängte Damona. »Habt ihr die Sprache verloren?«

Sie ließ ihre Stimme recht barsch klingen. Das tat sie ganz bewusst.

Unterwürfigkeit wäre bestimmt vollkommen fehl am Platz gewesen.

Wenn man sie schon »Herrin« nannte, dann sicherlich nicht ohne Grund. Höchstwahrscheinlich erwartete man von ihr, dass sie sich wie eine solche aufführte.

Dass sie den richtigen Ton getroffen hatte, zeigte sich gleich.

Einer der beiden räusperte sich, senkte dann wieder den Kopf und sagte in devotem Tonfall: »Es war unsere Pflicht, Herrin!«

»Pflicht?«, wiederholte Damona. »Wem gegenüber?«

»Dir und der erhabenen Göttin gegenüber!«

Erhabene Göttin!

Damit konnte nur Bastet gemeint sein. Trotzdem fragte Damona:

»Welche erhabene Göttin?«

»Es gibt nur eine erhabene Göttin Bastet, die Hehre und Mächtige mit dem Katzenhaupt!«

Obgleich der Mann immer noch fast untertänig gesprochen hatte, war Damona nicht entgangen, dass ein leichter Unterton von Schärfe, ja, vielleicht von Entrüstung mitgeschwungen hatte. Anscheinend hatte er aus Damonas Frage irgendwelche Zweifel an seiner Göttin herausgehört. Für ihn gab es offenbar nur die Katzenköpfige und sonst gar nichts. Damona begriff, dass sie vorsichtig sein musste mit dem, was sie sagte und fragte.

»Woher habt ihr gewusst, wo ihr mich findet?«, wollte sie als Nächstes wissen.

»Dies ist die Nacht des Stiers«, sagte der Mann. »Die Weissagung kündigte an, dass du in dieser Nacht auf dem Fluss erscheinen würdest, Herrin!«

»Genau an der Stelle, an der wir zusammentrafen?«

»Die Gnade der Göttin hat den Zufall gefügt!«

Eine solche Antwort erschlug eigentlich alle weiteren Fragen in dieser Richtung. Deshalb nahm sich Damona jetzt einen anderen Aspekt des Problems vor.

»Diese Weissagung… was besagt sie?« Es kam keine sofortige

Antwort.
»Ich höre!«, sagte Damona scharf.
»Willst du uns prüfen, Herrin?«, fragte der Mann nach kurzem Zögern zurück.
Nein, nein, hätte Damona am liebsten spontan geantwortet, ich frage nicht, weil ich dich prüfen will, sondern weil ich nicht die geringste Ahnung habe, was hier eigentlich gespielt wird! Aber sie war sich im Klaren darüber, dass solche Worte wahrscheinlich ein schwerer Fehler gewesen wären.
»Und wenn ich dich prüfen will?«, sagte sie darum. »Darf ich das etwa nicht?«
»Natürlich, Herrin, natürlich«, murmelte der Mann, »wir sind deine gehorsamen Diener.«
»Dann antworte!«
»In der Weissagung heißt es, dass du im neunzehnten Jahr des verfluchten Pharaos in der Nacht des Stiers kommen würdest, um die alte Ordnung wiederherzustellen!«
»Die Ordnung, so wie sie sich deine großartige Bastet vorstellt, was?«, entfuhr es Damona spontan.
Sie musste zugeben, dass dieser Satz selbst in ihren Ohren reichlich respektlos klang. Die beiden Männer fanden das natürlich erst recht.
Derjenige, der bisher noch gar nichts gesagt hatte, ergriff erstmalig das Wort. Und das tat er recht energisch.
»Vergiss eins nicht, Herrin«, sagte er mit einer gewissen Schärfe.
»Auch du bist nur eine Dienerin der Erhabenen!«
»Wie würde ich das jemals vergessen«, erwiderte Damona und konnte dabei ein leichtes Seufzen nicht unterdrücken. Nur zu gut wusste sie, welche Macht die Göttin mit dem Katzenkopf über sie hatte. Seit jenem schrecklichen Augenblick, in dem ihr eine mit der Aura Bastets durchdrungene magische Gesichtsmaske aufgezwungen worden war, hatte die Göttin direkten Zugang zu ihrem Bewusstsein und konnte sie gängeln wie eine Marionette.
Damona stellte jetzt keine weiteren Fragen mehr an die beiden Männer. Ihr war inzwischen klar geworden, dass die zwei nur eine untergeordnete Rolle in dem Spiel spielten, in das sie gegen ihren Willen hineingeraten war. Sie zweifelte nicht daran, dass sie kurzfristig mit jemandem zusammentreffen würde, der sie über die Regeln dieses Spiels genauer ins Bild setzen konnte.
Sie konzentrierte sich jetzt wieder voll und ganz auf ihre Umgebung, die sie während des Gesprächs kaum beobachtet hatte.
Es war einiges anders geworden!
Erst jetzt wurde sich Damona richtig bewusst, dass noch immer diese trompetenartigen Signale an ihr Ohr drangen. Aber sie kamen nicht nur von hinten, von dort also, wo sie die Barke jetzt vermutete.

Die langgezogenen Töne kamen von mehreren Seiten – von vorne und auch von links und rechts.

Und Damona sah etwas.

Lichter!

Lichter auf dem Fluss. Und, wenn sie sich nicht täuschte, auch an beiden Ufern.

Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, diese Lichter mit den Signallauten in Verbindung zu bringen.

Die beiden Männer in ihrem Boot waren die ganze Zeit über wachsam gewesen. Sie kannten die Bedeutung der Blastöne, und auch die Lichter waren ihnen nicht entgangen. Mehrere davon waren inzwischen verhältnismäßig nahe gekommen. Keine Frage, dass es sich um Fackeln handelte, die auf einer anderen Barke brannten.

Damonas Begleiter flüsterten miteinander und manövrierten das Boot dann mehr zur Flussmitte hin, um nicht in den Lichtschein der Fackeln zu geraten.

Damona hob die Hand und deutete auf die flackernden Lichtpunkte.

»Ist das auch eine Barke der Knechte Atons?«, fragte sie halblaut.

»Ja, Herrin.«

»Sie suchen… ebenfalls nach mir?«

»Alle Knechte Atons suchen nach dir, Herrin! Sie trachten danach, dich zu vernichten, bevor du dein großes Werk beginnen kannst.«

»Hm«, machte Damona.

Großes Werk verrichten… die alte Ordnung wiederherstellen!

Teufel, dachte sie, was sehen diese Menschen in mir? Fast kam sie sich vor wie eine Art weiblicher Messias, auf den eine ganze Welt wartete.

»Die Weissagung… sie ist auch den Knechten Atons bekannt?«, erkundigte sie sich. »Wie kommt es, dass sie jenen zu Ohren gelangte, die nicht der Gnade der erhabenen Göttin teilhaftig sind?«

Die Frage gefiel ihr. Sie klang ehrerbietig und ließ auch etwas von der Entrüstung spüren, die sich ihrer aufgezwungenen Rolle geziemte.

»Ein Verräter war am Werk!«, knirschte einer der beiden Männer.

»Unter den Dienerinnen und Dienern der hehren Göttin muss sich eine schändliche Kreatur befinden, die ihr Kaa dem falschen Gott verschrieben hat. Du wirst den Verabscheuungswürdigen entlarven, nicht wahr, Herrin?«

»Selbstverständlich«, sagte Damona ironisch. »Ich werde euch auch noch zeigen, wie man Wasser in Wein verwandelt!«

Diese Anspielung verstanden die beiden natürlich nicht. Sie sagten nichts dazu. Vielleicht, weil sie ihre Worte für bare Münze nahmen.

Vielleicht auch, weil sie zu viel Ehrfurcht vor ihr hatten, um Fragen zu stellen.

Weiter ging die Fahrt den Fluss entlang. Wenn noch andere Boote der

Bastet-Anhänger in der Nähe waren, dann merkte Damona nichts davon. Sie machten sich jedenfalls nicht bemerkbar, wollten die Aufmerksamkeit ihrer Gegner nicht erregen.

Damonas Retter schafften es, ihr Boot unbemerkt an der nächsten Barke vorbeizubringen.

Weitere schwimmende Hindernisse tauchten auf, erkennbar an den auf und ab tanzenden Lichtern. Auch diesen wich das Boot aus.

Der Nil war ganz einfach zu breit, um lückenlos abgeriegelt zu werden, auch wenn die Gegner noch so viele Häscher ins Spiel brachten.

Wenn sich Damona nicht vorhin selbst durch ihr Rufen zu erkennen gegeben hätte, würde sie wahrscheinlich noch immer unbehelligt in ihrem Binsenboot den Fluss hinunter treiben.

Weiter vorne erschienen jetzt am rechten Ufer sehr viele Lichtpunkte gleichzeitig. Es schien sich um ein größeres Lager zu handeln. Oder um eine Stadt.

Damona deutete mit der Hand hinüber. »Was ist das?«, wollte sie wissen.

»Theben«, bekam sie zur Antwort. »Das weißt du nicht, Herrin?«

»Doch, natürlich«, sagte Damona schnell.

Theben, die Stadt mit den hundert Toren, Hauptstadt des Pharaonenreiches und neben Babylon in dieser Zeit sicherlich die größte Metropole der ganzen Welt… der Mann musste ja verwundert sein, dass Damona die Stadt nicht auf Anhieb erkannt hatte. Sollte sie ihm sagen, dass sie aus einer Zeit kam, in der nur noch die Ruinen von Luxor und Karnak an die Pharaonenhochburg erinnerten? Wohl besser nicht!

Hier in unmittelbarer Nähe der Stadt patrouillierten mehrere Boote auf dem Fluss. Laute Stimmen waren zu hören, und auch die Signaltöne fehlten nicht. Die beiden Männer in Damonas Boot ließen sich jedoch nicht nervös machen. Lautlos und geschickt umschifften sie alle Klippen. Die Lichter von Theben blieben schließlich zurück.

Damona hatte eigentlich gedacht, dass das Boot irgendwo am Stadtufer anlegen würde. Aber das war nicht der Fall. Weiter trieb das Boot den Nil hinunter.

Dann endlich, Theben lag bestimmt schon zwei Meilen hinter ihnen, steuerten die beiden Männer das Ufer an, und zwar das der Stadt gegenüberliegende. Alles sprach dafür, dass sie die Anlegestelle von Anfang an im Auge gehabt hatten. Das Boot tauchte in ein halb an Land, halb im Wasser wachsenden Dickicht ein. Hohe, scharfkantige Gräser und hartes Rohr peitschten Damonas nackten Oberkörper und ihr Gesicht.

Das Boot bahnte sich eine Fahrrinne durch das Röhricht. Der Mond und die Sterne verschwanden, als sich das Pflanzendach schloss. Es

war jetzt stockfinster. Auch von den Lichtern auf dem Fluss war nichts mehr zu sehen. Dennoch manövrierten die beiden Männer das kleine Wassergefährt zielbewusst durch das Ufergebüsch.

Dann war auf einmal wieder Licht auszumachen – der flackernde Schein einer Fackel.

»Antef?«, rief einer von Damonas Begleitern mit raunender Stimme.

»Ja!« Damonas Retter stießen gleichzeitig einen unendlich erleichterten Seufzer aus.

»Wir sind gerettet, Herrin!«, sagte einer von ihnen mit satter Zufriedenheit.

Im Fackellicht tauchte jetzt die Gestalt eines Mannes auf. Er stand am Ufer, das nur noch wenige Yards entfernt war. Seine äußere Erscheinung war die Gleiche wie die von Damonas Begleitern. Lendentuch, nackter Oberkörper, kahl geschorener Schädel. Auch er trug ein kleines Goldplättchen auf der Stirn. Damona konnte das dargestellte Symbol jetzt erkennen. Es war genau das, was sie sich bereits gedacht hatte: ein Katzenkopf im Profil, Sinnbild der Göttin Bastet.

Wenige Augenblicke später lief der Kiel des kleinen Ruderbootes auf Grund. Einer der beiden Männer sprang heraus, watete ein paar Schritte durch das kniehohe Wasser und zog das Boot dabei ganz ans Ufer. Er streckte die rechte Hand aus.

»Darf ich dir helfen, Herrin?« Damona ließ sich helfen. Wenn der Mann unbedingt Kavalier spielen wollte, bitte sehr. Er war bärenstark und hob sie an Land wie eine Feder. Der andere folgte auf dem Fuße.

Der Mann, der am Ufer gewartet hatte, sagte kein Wort. Hölzern stand er da, die Fackel in der Hand. Ein krampfhaftes Zucken huschte über sein schmales Gesicht.

Auch Damonas Begleitern war das nicht entgangen.

»Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte einer von ihnen.

Antef antwortete nicht.

Und das war auch gar nicht nötig. Die Antwort kam von ganz anderer Seite.

Es raschelte im Gebüsch. Ein harter, schnarrender Kommandolaut ertönte. Im gleichen Augenblick tauchten wie aus dem Boden gewachsen überall Männer auf. In Sekundenschnelle waren Damona und ihre Begleiter von allen Seiten umringt.

Die Fremden waren schwer bewaffnet, mit Keulen, Speeren und seltsam geformten Schwertern. Nur einer von ihnen hatte kein Mordwerkzeug in den Händen. Auch sonst unterschied er sich von den Übrigen. Als Einziger hatte er einen blutroten, kostbar aussehenden Umhang an. Auf seiner Stirn prangte ein Symbol. Aber dieses Symbol stellte keinen Katzenkopf dar, sondern eine Sonnenscheibe.

Der Mann hob gebieterisch den Arm.

»Tötet sie!«, befahl er.

***

Eileen Rosewall tobte vor Wut. Immer wieder trat sie ihrem am Boden liegenden Mann mit dem Fuß in die Seite.

»Steh auf, du Sohn eines Schweines!«, schrie sie ihn an. »Willst du wohl endlich aufstehen!«

Langsam regte sich Tyrone Rosewall. Ächzend richtete er sich auf.

Mit beiden Händen fasste er sich an den Kopf, der von einer schwellenden Beule an der Stirn verunstaltet wurde.

»Ist der Bursche weg?«, quetschte er hervor.

»Ja, er ist weg!«, keuchte die Ägypterin. »Und nur du bist schuld daran. Lässt dich von ihm überrumpeln wie ein dummer Bengel!«

Wieder stieß sie ihm ihre Schuhspitze in die Rippenpartie.

Wütend fuhr Tyrone Rosewall hoch. »Lass das, ja? Sonst…«

»Sonst?«

Der Mann knurrte nur etwas Unverständliches, während er sich aufrappelte. Seine Frau musterte ihn verächtlich. Keine Frage, er hatte Angst vor ihr.

»Warum regst du dich überhaupt auf?«, stieß er hervor. »Hunter ist gegangen, und du lebst noch! Lass ihn doch ruhig zur Polizei laufen. Kein Mensch wird ihm glauben, wenn er die Wahrheit über dich erzählt. Was also willst du?«

»Das fragst du?«, entrüstete sich Anchesen-Bastet. »Der räudige Schakal hat meine Gesichter der Göttin mitgenommen! Du weißt, was das für mich bedeutet!«

Zuerst war Tyrone Rosewall betroffen. Dann huschte auf einmal der Anflug eines Grinsens über seine Züge.

»Das bedeutet, dass du auf einmal ein Mensch wie jeder andere geworden bist!«, stellte er fest. »Keine magischen Tricks mehr. Und keine… Unsterblichkeit!«

»Und das freut dich?«

Das Grinsen verschwand von Rosewalls Gesicht. »Nein, natürlich nicht. Es ist wohl nicht von der Hand zu weisen, dass deine magischen Fähigkeiten meinen Geschäften in der Vergangenheit recht nützlich gewesen sind.«

»Dann tu etwas!«, verlangte seine Frau »Und was?«

»Benachrichtige die Polizei! Hunter hat uns mit der Pistole bedroht und beraubt!«

Tyrone setzte eine bedenkliche Miene auf. »Hältst du das für gut? Es würden mit Sicherheit Dinge zur Sprache kommen, die uns – dir vor allem – mehr als peinlich werden können. Mike Hunter ist ein Beauftragter des weltweiten King Konzerns, kein hergelaufener Einbrecher. Er würde Gründe nennen, aus denen er die Masken

mitgenommen hat. Und dann kämen wieder Dinge zur Sprache, die besser vergessen bleiben.«

Anchesen-Bastet wusste, dass er im Grunde genommen Recht hatte. Damals, als sie in den Körper Eileen Rosewalls übergewechselt war und ihren alten Körper tot zurückgelassen hatte, waren sie und Tyrone einem Mordverdacht ausgesetzt worden. Natürlich, es war nie zu einer Anklage gekommen. Die Beweise hatten nicht ausgereicht, und Tyrones Geld und Einfluss hatten ein Übriges getan.

Wenn Hunter allerdings mit konkreten Einzelheiten kam und darüber hinaus die Geschichte der Göttin zur Untermauerung seiner Anschuldigungen vorwies…

»Na, was sagst du?«, fragte ihr Mann.

Anchesen-Bastet nickte langsam. »Keine Polizei!«, sagte sie mit zusammengepressten Lippen.

Sie dachte nach und kam zu der Erkenntnis, dass es eigentlich nur eine einzige Möglichkeit gab, die Gesichter der Göttin zurückzubekommen: sie musste Sennufer benachrichtigen. Der Priester des Anubis würde es ihr zwar niemals verzeihen, dass sie sein Geheimnis preisgegeben hatte. Aber er würde ihr helfen müssen. In seinem eigenen Interesse.

Sie griff nach dem Telefon.

***

»Schändlicher Verräter!«, zischte einer der beiden Begleiter Damonas erbittert. »Mögen dir die Dämonen von Osiris' Totengericht Arme und Beine abhacken!«

Der Mann der auf den Namen Antef hörte, machte ein verzweifeltes Gesicht.

»Glaube mir, Chet«, erwiderte er beinahe flehend, »ich tat es nicht aus freiem Willen. Die Diener Atons haben uns überrascht und mich dann gezwungen…«

Weiter kam er nicht mit seiner Rechtfertigung. Einer der Männer, die diesen Hinterhalt gelegt hatten, jagte ihm seinen Speer in den Leib. Röchelnd brach er zusammen. Die Fackel entglitt seiner kraftlos gewordenen Hand und wurde unter seinem Körper begraben.

Aber es blieb hell, denn auch einige der anderen Männer hatten Fackeln bei sich, die sie inzwischen entzündet hatten. Der Lichtschein enthüllte, kalte, entschlossene Gesichter. In den Augen brannte der Fanatismus. Damona wusste, dass auch sie und ihre Begleiter keine Gnade von diesen Männern zu erwarten hatten.

»Tötet sie!«, schnarrte der Würdenträger mit dem roten Umhang zum zweiten Mal. Die Knechte Atons zögerten nicht. Wie ein Mann kamen sie – mit erhobenen Keulen, Speeren und Schwertern.

In diesem Augenblick wusste Damona, dass ihr Leben an einem

seidenen Faden hing, der innerhalb der nächsten Sekunden reißen würde. Und dieses Bewusstsein genügte, jenen inneren Prozess auszulösen, den sie aus der Vergangenheit bereits kannte.

Angesichts des scheinbar sicheren Todes erwachten ihre schlummernden magischen Fähigkeiten. Damona spürte, dass ungeahnte Kräfte durch ihren Geist und ihren Körper pulsten. Es gab jetzt nichts, was sie nicht vermocht hätte.

Einen Schritt war der erste Angreifer noch von ihr und ihren beiden Rettern entfernt. Mordgierig schwang er seine wuchtige Keule, bereit, sie unbarmherzig auf die Opfer niederkrachen zu lassen.

Da handelte Damona.

Die Luftmoleküle wurden für sie zu einem Werkstoff, den sie nach Belieben manipulieren, umwandeln und formen konnte. Die Kräfte ihres Geistes strömten aus und transformierten die umgebende Luft in Sekundenbruchteilen. Eine unsichtbare, aber unerhört solide Hülle entstand, die Damona selbst und die beiden Streiter Bastets einhüllte wie eine Glocke aus Stahl.

Die Keule, die der erste Angreifer in diesem Augenblick auf Damonas Schädel schmettern wollte, krachte gegen die unsichtbare Hülle, federte zurück und flog in hohem Bogen davon.

Genauso scheiterten alle anderen Mordattacken. Schwertklingen, Speerspitzen, weitere Keulen – sie alle konnten den Schutzschild nicht durchdringen.

Verblüffung, ja Entsetzen machte sich unter den Knechten Atons breit. Fassungslos starrten sie auf ihre Waffen, die zum Teil bereits deformiert waren. Sie konnten nicht begreifen, was geschah.

Das galt auch für den Anführer im roten Umhang. Sein Gesicht hatte sich zu einer Grimasse des Zorns verzogen.

»Tötet sie!«, brüllte er wieder. »Oder Aton wird euch mit ewiger Verdammnis strafen!«

Erneut versuchten die Männer, seinem Befehl Folge zu leisten. Die zweite Angriffswelle rollte. Aber sie scheiterte genauso wie die erste.

Das Entsetzen der Männer steigerte sich. Erregte Ausrufe und laute Schreie brachen sich Bahn. Alle hatten begriffen, dass hier etwas nicht mit rechten Dingen zuging. Einige der Männer machten bereits Anstalten, den Schauplatz verstohlen zu verlassen.

Auch Damonas Begleiter konnten es kaum fassen. Trotzdem war ihre Reaktion anders als die der Männer Atons. Sie äußerte sich nicht laut und hektisch. Fast andächtig standen sie da und verneigten sich vor Damona.

»Herrin«, sagte der eine demütig, »wir wussten, dass mit deiner Ankunft die blutige Macht der Aton-Knechte gebrochen wird!«

Die Worte des Mannes erbosten die Angesprochenen noch mehr.

Besonders der Anführer im roten Umhang geriet ganz außer sich. Er

tobte, schrie und brüllte Befehle. Zögernd starteten seine verwirrten Leute eine abermalige Attacke.

Damona konzentrierte sich mit aller Macht. Nur zu gut wusste sie, dass das geringste Nachlassen ihrer Konzentration das schützende Luftschild zusammenbrechen lassen würde. Sie spürte, dass sie die geistige Anspannung nicht mehr lange durchhalten konnte. Deshalb entschloss sie sich, von der Verteidigung zum Angriff überzugehen.

Sie versetzte der kompakten Lufthülle mit ihren geistigen Kräften einen gewaltigen Stoß. Wie ein Luftballon, den ein Mann mit einer mächtigen Lunge aufblies, dehnte sich das unsichtbare Schild gleichzeitig nach allen Seiten aus.

Die Wirkung war vergleichbar mit einer Explosion. Die stahlharten Luftmoleküle trafen die Männer Atons wie Dampframmen. Sie wurden zurückgestoßen, von den Beinen gerissen, wie Kinderspielzeug durch die Luft geschleudert.

Keiner der Männer schaffte es, sich noch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Sie alle wurden von den unsichtbaren Titanenfäusten getroffen. Auch der Befehlshaber im roten Umhang. Damona sah, wie er in ein Rohrdickicht flog und dort bewegungslos liegen blieb.

Damona ließ das Schutzschild zusammenbrechen. Es wurde nicht mehr gebraucht. Dasselbe galt für Damonas übersinnliche Fähigkeiten. Sie spürte, wie sie die geheimnisvolle Kraft verließ. Jetzt war sie wieder ein ganz normaler Mensch.

Die beiden Männer, die sie auf dem Fluss gerettet hatten, sahen das anders. Ehrfürchtig wollten sie Damona die Füße küssen. Aber das ließ das Mädchen nicht zu.

»Lasst das!«, wehrte sie fast brüsk ab. »Sorgt lieber dafür, dass wir uns von diesem Ort entfernen können.«

»Sofort, Herrin«, sagte einer der beiden. »Aber zuerst…«

Der Mann sprach nicht weiter. Er bückte sich und griff nach einer Keule, die einem der Diener Atons entfallen war.

»Die Brut des schändlichen Gottes soll spüren, was es heißt, die Hand gegen die Erhabene zu erheben!«, zischte er.

Er hob die Keule und wollte damit auf einen der besinnungslos im Gras liegenden Gegner einschlagen.

»Nein!«, sagte Damona scharf.

»Nein?«, wiederholte er. »Aber diese Kreaturen…«

»Wir sind keine Mörder! Diese Männer stellen keine Gefahr mehr für uns dar. Wirf die Keule weg!«

Achselzuckend ließ der Mann das Mordinstrument fallen. »Wie du befiehlst, Herrin«, sagte er gehorsam.

Die Dunkelheit fing an, sich wieder über die Szenerie zu legen. Die zu Boden gefallenen Fackeln waren durch die Feuchtigkeit des Untergrunds weitgehend ausgegangen.

Aber Damonas Begleiter brauchten kein Licht. Sie löschten die Fackeln ganz.

»Komm, Herrin«, sagte der eine und wandte sich vom Flussufer ab.

Damona folgte ihm.

***

Eigentlich hatte Damona gedacht, dass man sie nun schnellstens zu dem Bestimmungsort bringen würde, den man ihr zugedacht hatte.

Aber in dieser Vermutung sah sie sich getäuscht. So weit war es noch lange nicht.

Zunächst führten die beiden Männer sie noch ein Stück durch das Ufergestrüpp. Schon nach wenigen Yards stolperten sie über etwas Weiches. Sie stürzte zu Boden und spürte einen menschlichen Körper unter sich.

»Wartet!«

Ihre beiden Begleiter blieben stehen. Eine Fackel wurde wieder entzündet, nachdem Damona ihre Entdeckung kundgetan hatte.

Ein erschreckender Anblick bot sich. Mehrere Tote lagen im hohen Gras. Zweifellos handelte es sich bei ihnen ebenfalls um Anhänger der Katzengöttin, die von den Aton-Knechten überfallen und umgebracht worden waren.

Damona schauderte. Keine Frage, dass diese Männer hier auf sie gewartet hatten. Unfreiwillig trug sie also die Schuld an ihrem Tod.

Warum, fragte sie sich, warum nur?

Ihre Begleiter stießen lästerliche Verwünschungen aus, die sich gegen den Gott Aton richteten. Aber natürlich machten die Flüche die Toten nicht wieder lebendig.

Der Schein der Fackel fiel auf ein Tragegestell, das im Gebüsch lag.

»Diese Sänfte war und ist für dich bestimmt, Herrin«, sagte einer der beiden Männer.

Er und sein Helfer machten Anstalten, die Sänfte zu bergen und Damona darin zu tragen. Diesen Vorschlag lehnte Damona ganz entschieden ab. Sie war zwar ziemlich erschöpft, zog es aber trotzdem vor, sich auf ihren eigenen Beinen vorwärtszubewegen. Nicht weil sie den Männern nicht zumuten wollte, ihre Träger zu spielen.

Ganz einfach deshalb, weil sie sich so sicherer fühlte.

Die beiden Männer fügten sich ihrem Wunsch. Sie ließen die Sänfte wieder fallen und löschten die Fackel. Dann marschierten sie weiter.

Der Weg führte weg vom Flussufer. Bald blieben Gras und Gestrüpp zurück. Der Untergrund wurde sandig. Gut eine Meile, eher noch mehr, ging es landeinwärts. Immer wieder verhielten Damona und die beiden Männer ihre Schritte, um nach verdächtigen Geräuschen zu lauschen. Aber solche waren nicht wahrzunehmen.

Nichts sprach dafür, dass jemand in der Nähe war. Wie es aussah,

hatten die Knechte Atons endgültig ihre Spur verloren.

Bald schon verlor der Boden seinen sandigen Charakter. Er wurde hart und felsig. Damona versuchte, sich auf ihre Geographiekenntnisse zu besinnen. Theben gegenüber lag das Tal der Könige, die gewaltige Begräbnisanlage der Pharaonen. Wie schon der Name sagte, wurde der Ort ringsum von Bergen umgeben, die sich unmittelbar aus der Wüste in die Höhe schraubten. War das Tal der Könige Ziel des ermüdenden Fußmarsches?

Es mochte durchaus sein. Das Gelände stieg immer mehr an.

Selbst in der Dunkelheit erkannte Damona deutlich, dass sie von verwitterten, vegetationslosen Hügeln umgeben, war. Schroffer Fels und Sand beherrschten die nächtliche Szenerie.

Dann war das Ende des Marsches erreicht. Damonas Begleiter blieben stehen. Einer von ihnen entzündete die mitgeführte Fackel.

»Wir sind am Ziel, Herrin!«

Damona wunderte sich. Ringsum sah sie nur Felswände und Geröll. Was, zum Teufel, sollte sich hier abspielen?

Im nächsten Augenblick erfuhr sie es. Der Fackelträger deutete auf einen Spalt in den Felsen, in dem abgrundtiefe Dunkelheit gähnte, die der Lichtschein nicht aufhellen konnte.

»Dies ist der geheime Eingang zum Heiligtum der Erhabenen«, erklärte er.

Damona nickte. »Wurde auch Zeit«, sagte sie, um ihrem Status Genüge zu tun.

»Folge mir bitte, Herrin!«

Der Mann mit der Fackel trat an den Spalt heran. Dieser war etwa einen halben Yard breit und anderthalb hoch. Groß genug also, um in gebückter Haltung hineinzuschlüpfen. Und genau das tat der Mann dann auch.

Verblüffung ergriff Besitz von Damona. Kaum war ihr Begleiter in der Felsenspalte verschwunden, als es auch schon stockfinster wurde. Vom Schein der Fackel war nicht das Geringste mehr zu sehen.

Und von dem Mann selbst natürlich auch nicht. Hatte er die Fackel gelöscht oder…

Auch ohne Licht wusste Damona ganz genau, wo sich das Loch in den Felsen befand. Sie schickte sich an, dem Mann zu folgen.

Es gelang ihr nicht!

Sie bückte sich, trat zwei Schritte nach vorne… und stieß gegen eine Barriere, die sie zurücktaumeln ließ.

Ein seltsam prickelndes Gefühl durchrieselte sie von den Haarspitzen bis zu den Zehen. Und dieses Gefühl verriet ihr zweifelsfrei, was geschehen war.

Sie war keineswegs gegen die Felswand gelaufen, sondern gegen ein Hindernis ganz anderer Natur: einen magischen Vorhang! Dieser

Vorhang schloss die hinter dem Spalt liegende Höhle hermetisch von der Außenwelt ab. Deshalb konnte sie auch den Schein der Fackel nicht mehr ausmachen.

Wieso aber war es dem Fackelträger gelungen, die magische Barriere zu durchschreiten? Das verstand sie nicht ganz, denn sie glaubte kaum, dass der Mann übernatürliche Talente besaß.

Das Rätsel löste sich schnell.

»Du bist nicht von der Aura der Erhabenen erfüllt, Herrin?«, fragte sie der Mann, der noch draußen stand. Offenkundiges Erstaunen drückte sich in seiner Stimme aus.

Damona antwortete nicht. Was sollte sie zu dieser Frage auch sagen?

»Nimm den Schutz der Göttin«, sprach der Mann weiter. Schattenhaft trat er auf sie zu und drückte ihr etwas in die Hand.

Es war ein kleiner, runder Gegenstand, der sich kühl, fast kalt anfühlte. Damona ließ ihre Finger darübergleiten. Sie stellte fest, dass es sich um das Goldplättchen mit dem Katzenkopf handelte, das der Mann offenbar von seiner Stirn gelöst hatte.

»Schmücke dein Gesicht damit«, sagte der Ägypter.

Damona folgte der Aufforderung und drückte sich das Plättchen gegen die Stirn. Es blieb haften, als hätte sie es festgeklebt. Sonst aber spürte sie nichts.

Erneut näherte sie sich dem Spalt in der Felswand. Und diesmal hatte sie nicht die geringsten Schwierigkeiten, die geheimnisvolle Barriere zu überwinden. Die Fackel und der Mann, der sie in der Hand hielt, wurden wieder für sie sichtbar.

Damona blickte sich um.

Sie befand sich in einer Felsenhöhle, die anscheinend natürlichen Ursprungs war. Die Kopfhöhe war niedrig, reichte aber aus, um aufrecht darin stehen zu können. Die Felswände links und rechts standen in unmittelbarer Nähe des Eingangs dicht beieinander. Je tiefer es jedoch in den Berg hineinging, desto breiter wurde die Höhle.

Wie es aussah, schien sie sich weit, sehr weit auszudehnen.

»Komm, Herrin!« Der Fackelträger setzte sich in Bewegung, marschierte ins innere der Höhle hinein.

Der zweite Mann kam nicht. Vielleicht weil er ohnehin draußen warten wollte. Vielleicht auch nur deshalb nicht, weil er ohne sein goldenes Stirnplättchen die Barriere nicht durchschreiten konnte.

Für Damona spielte es keine Rolle. Sie folgte dem Mann mit der Fackel.

Wie sie erwartet hatte, verbreiterte sich die Höhle immer mehr.

Die Decke wich nach oben zurück, und der Boden hatte eine spürbare Abwärtsneigung. Damona hatte bald das Gefühl, durch einen riesigen Felsensaal zu schreiten.

Zum ersten Mal wurde sie sich wieder bewusst, dass sie völlig

unbekleidet war. Wegen ihres Begleiters machte ihr das nicht viel aus.
Der Mann hatte sie nicht ein einziges Mal mit einem jener Blicke bedacht, die Männer allgemein schönen nackten Frauen zuwerfen. Für ihn war sie so eine Art höheres Wesen. Er nahm ihre Blöße gar nicht zur Kenntnis. Dennoch hätte Damona gerne etwas gehabt, das sie sich überstreifen konnte. In der Höhle war es unangenehm kühl. Sie fröstelte und spürte, dass sie langsam eine Gänsehaut bekam.
Nachdem ungefähr hundert Yards zurückgelegt waren, sah Damona weiter vorne plötzlich einen hellen Fleck, Lichtschein!
Ihr Begleiter steuerte zielgerecht darauf zu. Damona blieb dicht hinter ihm.
Etwas später konnte Damona eine Gestalt erkennen – einen Mann.
Dieser Mann war anders gekleidet als alle Ägypter, die sie bisher kennen gelernt hatte. Er trug einen dunklen, weiten Mantel mit einer Kapuze. Der Lichtschein kam von einer Laterne, die sich im Rücken des Mannes befand.
Dann, als Damona und ihr Begleiter den Kapuzenträger fast erreicht hatten, trat etwas zutage, was Damona hier nun wirklich nicht erwartet hatte.
Wasser… ein unterirdischer See.
Jetzt sah Damona auch, wo die Laterne stand: auf einem schnabelförmig gebauten kleinen Boot, das am Rande des tief schwarzen Sees angeleint war.
Die beiden Männer sprachen leise miteinander. Dann machte der Kapuzenträger eine einladende Handbewegung.
»Wenn du bitte einsteigen würdest, Herrin?«
Damona seufzte innerlich. Schon wieder Bootfahren! Langsam hatte sie die Nase davon voll. Aber ihr blieb nichts anderes übrig, als in das Boot zu klettern.
Nur der Kapuzenträger stieg ebenfalls ein. Der andere Mann blieb am Ufer zurück.
Der Fährmann griff nach einer langen Ruderstange und tauchte sie ins Wasser. Das Boot glitt auf den See hinaus.
Damona lehnte sich auf der Ruderbank zurück und ließ die Umgebung auf sich einwirken. Noch immer hatte sie den Eindruck, sich in einem riesigen Saal zu befinden. Im flackernden Licht der Laterne wirkten die Felsen ringsum wie Spukgestalten auf einer Geisterbahn. Damona kam sich vor, als würde sie auf einer Fähre sitzen, die geradewegs in die Unterwelt fuhr.
Lange dauerte die Fahrt über den unterirdischen See nicht. Nach wenigen Minuten schon kam wieder eine Anlegestelle in Sicht. Mehrere Gestalten standen dort und warteten schon auf das Boot. Es schien sich, so weit sie das aus der Entfernung erkennen konnte, ausschließlich um Frauen zu handeln. Frauen in bunten, reich

verzierten Gewändern, die im Licht verschiedener Fackeln regelrecht leuchteten. Damona war sich ziemlich sicher, dass sie nun endlich am Ziel ihrer Reise war.

Sie irrte sich nicht.

Als der Fährmann das Boot an den Steg lenkte, trat eine der Frauen vor.

»Sei willkommen, Damona King!«, sagte sie.

In englischer Sprache…

***

Krachend warf Sennufer den Telefonhörer auf die Gabel zurück.

Das Gespräch, das er gerade mit Anchesen-Bastet geführt hatte, war ihm schwer auf den Magen geschlagen.

Es gab also jetzt einen Uneingeweihten, der über sein großes Geheimnis Bescheid wusste.

Mike Hunter!

Der Name des Engländers hatte sich wie mit glühenden Kohlen in sein Bewusstsein eingebrannt. Und obgleich er den jungen Mann niemals in seinem Leben gesehen hatte, konnte er ihn sich doch ganz genau vorstellen. So eingehend hatte er ihn sich von Anchesen-Bastet beschreiben lassen.

Anchesen-Bastet… er verfluchte die Priesterin der Göttin Bastet.

Gab es ein größeres Verbrechen, als die Enttarnung jener, die der Gnade der Götter teilhaftig waren? Nein, ein größeres Verbrechen gab es nicht! Die Priesterin der Katzenhäuptigen würde dafür zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Aber nicht jetzt. Jetzt hatte etwas anderes Vorrang – die Person des Mitwissers Mike Hunter.

Sennufer griff wieder nach dem Telefon, wählte die örtliche Vermittlung. Das Telefonnetz Nicaraguas ließ noch viele Wünsche offen. Nicht viele Plantagenbesitzer konnten sich eines direkten Anschlusses erfreuen. Die Hazienda der Mendozas jedoch war damit ausgestattet. Die Familie war mit dem Clan verschwägert, der Nicaragua seit Jahrzehnten politisch, militärisch und wirtschaftlich vollkommen beherrschte. Nicht zuletzt deshalb hatte Sennufer bei seinem letzten Körpertausch ausgerechnet die Person des Carlos Mendoza ausgewählt.

Die Vermittlung meldete sich. Sennufer gab ihr eine Nummer aus Managua durch, der Hauptstadt des Landes.

Es war eine Nummer, die in keinem Telefonbuch stand. Sie gehörte Esteban Cadrillo, einem hohen Offizier der Nationalgarde. Cadrillo, ein guter Freund Carlos Mendozas, kommandierte eine Spezialeinheit. Eine Geheimpolizei gab es in Nicaragua offiziell nicht. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass Cadrillos Leute genau die Aufgaben wahrnahmen, die Geheimpolizisten üblicherweise oblagen.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis Sennufer Esteban Cadrillo in der Leitung hatte.

»Ja, wer ist da?« Die Stimme des Mannes von der Nationalgarde klang nicht gerade freundlich.

»Ich bin's – Carlos Mendoza!«

»Du hast Nerven, Carlos!«, polterte Cadrillo. »Weißt du, wie spät es ist? Auch ein schwer arbeitender Schützer des Volkes hat ein Recht auf seine ungestörte Nachtruhe.«

Sennufer blickte auf seine Armbanduhr. Er konnte Cadrillo die Beschwerde nicht verdenken. Es war fast Mitternacht. Dennoch bezweifelte er, dass er den Schlaf des Offiziers getrübt hatte. Um diese Zeit pflegte sich Cadrillo meist irgendwelchen Weibern zu widmen.

Bei den Damen des diplomatischen Korps spielte er so eine Art Hahn im Korb.

»Ich störe dich nicht ohne Grund, Esteban«, sagte Sennufer. »Es geht um mein Leben!«

Cadrillo war sofort die Aufmerksamkeit in Person. »Ein Überfall der Sandinistischen Befreiungsfront?«, erkundigte er sich aufs Äußerste gespannt.

»Nein«, antwortete Sennufer, »zum Glück nicht. Es geht um eine Privatangelegenheit.«

»Ach so!« In gewisser Weise schien Cadrillo enttäuscht und auch gar nicht mehr sonderlich interessiert zu sein.

Aber Sennufer wusste, wie er das Interesse des Offiziers wieder wecken konnte.

»Die Sache ist etwas delikat«, sagte er. »Ich hatte da vor kurzem eine junge. Dame zu Besuch, die ich… Na ja, du kannst dir schon denken, was.«

Cadrillo lachte. »Ich weiß, was man mit jungen Damen alles für nette Sachen anfangen kann. War sie gut?«

»Und ob!«, sagte Sennufer und schnalzte mit der Zunge. »In jedem Fall… der Verlobte besagter Dame ist dahintergekommen. Das Mädchen hat ihm nicht ganz die Wahrheit gesagt, hat ihm erzählt, dass ich ihr Gewalt angetan hätte.«

»Und jetzt spuckt der Verlobte Gift und Galle!«

»Nicht nur dies. Er hat geschworen, die Ehre seiner Braut wiederherzustellen. Kurz und gut, der Kerl wird vermutlich schon morgen in New York eine Maschine besteigen und hierher kommen. Mit einer Pistole!«

Cadrillo war wieder voll bei der Sache. Kavaliersdelikte dieser Art bereiteten ihm Vergnügen. Sennufer hatte genau auf das richtige Pferd gesetzt.

»Was also soll ich für dich tun?«, fragte der Mann von der Nationalgarde. »Den Burschen auf dem Flughafen festnehmen?«

»Ja! Anschließend würde ich mich dann gerne mit ihm unter vier Augen unterhalten!«

Esteban Cadrillo pfiff durch die Zähne. »Hör mal, Carlos, du hast Vorstellungen…«

»Fünfzigtausend Cordobas!«, sagte Sennufer.

»Hunderttausend!«, antwortete der Offizier wie aus der Pistole geschossen.

»Bueno!«

Cadrillo schwieg einen Augenblick, fragte dann: »Wie heißt der Mann?«

»Hunter, Mike Hunter!«

»Amerikaner? Unter diesen Umständen, Carlos… Du weißt, dass wir auf die USA angewiesen sind. Ärger mit der Botschaft …«

»Hunter ist Engländer«, sagte Sennufer.

»Oh, das ändert manches. Die Briten trinken zu viel Tee und zu wenig von unserem guten Kaffee, nicht wahr? In Ordnung, Carlos, du bekommst deinen Mann. Und vergiss nicht…«

»Die Ziffern deines Nummernkontos in der Schweiz sind mir bekannt«, brummte Sennufer.

***

Damona King saß der Frau, die sie in englischer Sprache begrüßt hatte, in einem fantastisch ausgestatteten Raum gegenüber.

Ringsum glänzte es nur so vor Gold und Edelsteinen – die Wände, die Einrichtungsgegenstände, die sakralen Utensilien. Hieroglyphen mit magischen und religiösen Texten waren allgegenwärtig. Mehrere Bildnisse und Statuen der Katzengöttin Bastet ließen keinen Zweifel daran, wem all dieser Pomp gewidmet war.

Der Raum war fraglos Bestandteil eines festen Bauwerks, eines Tempels, wenn sich Damona nicht allzu sehr irrte. Ihre Spekulation, dass der Tempel im Tal der Könige stand, hatte einiges für sich. Der geheime Zugang durch die Höhle und über den unterirdischen See sprach jedenfalls dafür.

Die Frau, mit der es Damona zu tun hatte, war ebenfalls eine beeindruckende Erscheinung. Sie war nicht mehr die allerjüngste, mochte gut zehn bis fünfzehn Jahre älter sein als Damona. Aber diese Tatsache tat ihrer Schönheit keinen Abbruch. Sie sah aus wie Elisabeth Taylor in ihrer Rolle als Kleopatra. Ihre hohe, schlanke Gestalt wurde von einem fließenden Gewand umschmeichelt, in das zahllose Goldfäden hineingewirkt waren. Ihr Kopf wurde durch eine kunstvoll gesteckte, blauschwarz schimmernde Perücke geschmückt, und auf der Stirn prangte das Symbol der Göttin.

Damona saß ihr auf einem reich verzierten Stuhl gegenüber. Fragen brannten ihr auf der Zunge. Fragen, die sie in den letzten Minuten

schon ein paar Mal gestellt hatte, ohne allerdings bisher eine Antwort darauf bekommen zu haben. Jetzt allerdings schien es doch so, als ob die Frau endlich bereit war, ein klärendes Gespräch mit ihr zu führen.

»Wer bist du?«, fragte Damona erneut, und zwar in englischer Sprache.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich verstehe die fremde Zunge nicht, Damona King«, antwortete sie auf Ägyptisch.

Damona wunderte sich. Ebenfalls wieder auf die Sprache der Pharaonen zurückgreifend, sagte sie: »Aber du kennst meinen Namen! Und vorhin hast du mich in der… fremden Zunge angesprochen!«

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Frau. »Deinen Namen und die Begrüßung in der Sprache deiner Väter lehrte mich die Erhabene. Ansonsten bin ich deiner Zunge nicht mächtig.« So ist das also, dachte Damona. Die Frau stand mit der Katzenköpfigen in Verbindung. Wer war sie? Eine Priesterin Bastets? Abermals erkundigte sie sich.

»Ja«, antwortete die Frau jetzt, »ich bin Neithschere, die oberste Dienerin der Erhabenen im oberen und unteren Reich.«

»Du wusstest also von meinem Kommen!«, stellte Damona noch einmal fest.

»Alle Diener und Dienerinnen der hehren Göttin wussten von deiner Ankunft.«

»Natürlich, die Weissagung«, murmelte Damona. Sie blickte die Priesterin an. »Erzähle mir etwas über diese Weissagung. Wie ist sie übermittelt worden?«

»Durch meinen Mund«, sagte Neithschere.

»Oh!« Damona begriff. Die Katzenköpfige hatte ihre höchste Priesterin von ihrer Ankunft unterrichtet. Die Frage war jetzt nur, inwieweit die Priesterin über ihre, Damonas, Person im Bilde war.

»Was weißt du von mir?«, erkundigte sich Damona.

Bereitwillig gab Neithschere Auskunft: »Ich weiß, dass du von einem fernen, fernen Land und einer Zeit kommst, die noch in den Sternen steht. Und ich weiß weiterhin, dass dich die Erhabene dazu ausersehen hat, die alte Ordnung wiederherzustellen.«

Diese Leier kannte Damona nun schon. »Warum?«, fragte sie.

»Warum ausgerechnet ich?«

»Du bist mit Kräften gesegnet, die denen eines Gottes ebenbürtig sind.«

»Bastet… äh … die Erhabene ist viel mächtiger als ich!«, gab Damona fast heftig zurück. »Warum stellt sie nicht selbst diese obskure alte Ordnung wieder her, wenn ihr so viel daran liegt?«

Neithschere setzte eine Miene auf, die nur schwer zu deuten war.

»Ja, die Erhabene ist viel mächtiger als du hier in diesem Tempel und in der Welt der Götter! Einst strahlte ihre Macht auch im unteren und im oberen Reich strahlender als alle Feuer dieser Welt. Seit jedoch der

verfluchte Pharao auf dem Thron sitzt…« Die Stimme der Priesterin brach ab.

Damona schüttelte den Kopf. »Ich verstehe es nicht. Wie kann ein einfacher Pharao der Macht der Göttin trotzen?«

»Der Ketzerpharao trotzt nicht nur der Macht der Erhabenen. Alle alten Götter, sei ihr Name nun Amun, Osiris oder Anubis, verloren ihren Einfluss auf die beiden Reiche!«

»Aber wieso? Ist der Pharao denn selbst… ein Gott?«

»Der Verfluchte ist ein Mensch. Aber der Gott Aton ist ihm wohlgefällig, und darin liegt die Wurzel seiner Macht.«

Diese Erklärung befriedigte Damona immer noch nicht. »Aton ist ein Gott wie Amun, wie Osiris, wie die… erhabene Bastet! Wieso ist er mächtiger als die anderen?«

Neithschere biss sich so heftig auf die vollen roten Lippen, dass ein Blutstropfen hervortrat.

»Der verfluchte Pharao trägt die Schuld daran!«, sagte sie mit bebender Stimme. »Er zwang das Volk, den alten Göttern abzuschwören und nur noch Aton zu verehren. Und wie du wohl weißt, schwindet die Macht der Götter, wenn ihnen keine Verehrung mehr zuteil wird. Die Macht des Aton jedoch, den fast das ganze Volk anbetet, wird immer größer.«

Das hatte Damona bisher nicht gewusst. Aber sie sah keinen Anlass, am Wahrheitsgehalt des Gesagten zu zweifeln. Die Priesterin der Katzenköpfigen sprach mit Sicherheit aus Erfahrung. Trotzdem verstand sie nach wie vor nicht, wieso ausgerechnet sie gegen einen Pharao und seinen Gott ankommen sollte, dessen Macht vom Glauben des ganzen Volks gestützt wurde.

Sie stellte eine entsprechende Frage und bekam von der Priesterin auch gleich eine Antwort.

»Die göttlichen Kräfte, die in dir ruhen, Damona King«, sagte Neithschere, »wurden dir weder von Aton noch von den alten Göttern verliehen. Deshalb können sie dir auch nicht vom Gott des verfluchten Pharao genommen werden!«

Das klang einleuchtend. Und Damona hatte ja vorhin auch schon demonstriert, dass ihre magischen Talente nicht eingedämmt werden konnten, als sie die Diener Atons mühelos abzuwehren vermochte. Das war zweifellos ein gewaltiger Vorteil für sie.

Sie kramte in ihren Geschichtskenntnissen und versuchte sich zu erinnern, was sie in der Schule über das Land der Pharaonen gelernt hatte. Und ihr gutes Gedächtnis ließ sie auch nicht im Stich.

»Der verfluchte Pharao«, sagte sie. »Sein Name ist Amenophis IV. nicht wahr?«

Die Priesterin der Katzenköpfigen nickte. »Unter diesem Namen bestieg er den Thron der Pharaonen. Jetzt nennt er sich Echnaton.«

Ja, die fragliche Geschichtsepoche stand Damona jetzt ziemlich klar vor Augen. Die Gattin des Echnaton war die berühmte Nofretete gewesen, deren Büste schon unzählige Kunstkenner mit Bewunderung betrachtet hatten. Und der Nachfolger Echnatons war Tutench-Amun gewesen, dessen unversehrtes Grab im zwanzigsten Jahrhundert ausgegraben worden war.

Auch über das Wirken Echnatons selbst wusste Damona einiges aus den Geschichtsbüchern. Und ihr Wissen deckte sich durchaus mit dem, was ihr die Bastet-Priesterin soeben erzählt hatte.

Echnaton hatte die ägyptische Vielgötterei abgeschafft, hatte nur noch einen einzigen Gott gelten lassen: Aton, den Sonnengott. Aber das waren nicht alle seine Taten gewesen. Wie sich Damona erinnerte, hatte er auch innere Reformen im Lande durchgeführt, hatte er die nicht enden wollenden Kriege seiner Vorgänger beendet, hatte er den Sklaven des Landes ihre Freiheit geschenkt.

Wenn sie es sich jetzt richtig überlegte… all dies waren durchaus lobenswerte Maßnahmen gewesen! Und dagegen sollte sie jetzt ankämpfen?

Als sie Neithschere mit vorsichtigen Worten auf die positiven Seiten an Echnaton aufmerksam machen wollte, verwandelte sich das hübsche Gesicht der Priesterin in eine Grimasse des Hasses.

»Nur Böses und Schändliches wurde von dem verfluchten Pharao ins Land gebracht!«, zischte sie. »Er hat den Sklaven die Freiheit gegeben, ja! Und was ist die Folge? Die Knechte der Arbeit ziehen plündernd, mordend und schändend durch das Reich! Er führt keine Kriege mehr, richtig! Zum Segen des Reiches? Nein! Die Barbaren aus Syrien und dem Lande Kusch stürmen die Grenzen des Reiches und verwüsten es. Und die Hethiter rüsten sich, der Herrschaft der Pharaonen ein für alle Mal ein Ende zu setzen. Reformen? Ehrwürdige Beamte, Lehrer und Ärzte, denen das Wissen und die Erfahrung der Jahrhunderte anhaften, wurden aus dem Amt getrieben, verfolgt und getötet. Die Namen der Götter und der Toten ließ der Verfluchte tilgen und die Tempel und Grabmäler zerstören! Und da sprichst du davon, dass die Taten des Ketzerpharaos von Segen erfüllt sind?«

Damona zuckte dazu nur die Achseln. Es war ganz klar, dass Neithschere kein gutes Haar an Echnaton lassen würde. Der Pharao hatte die Verehrung ihrer Göttin verboten und sie im wahrsten Sinne des Wortes in den Untergrund gejagt. An Damonas Ansicht, dass Echnaton durchaus ein guter Mann sein mochte, konnten die Worte der Priesterin jedenfalls kaum etwas ändern. Auch dass ihr die Diener Atons nach dem Leben getrachtet hatten, war sogar verständlich. Für die Anhänger Echnatons und des Sonnengottes war sie, die Fremde aus einem fremden Land, eine Feindin, denn sie konnten ja nicht wissen, dass Damona keineswegs freiwillig ins Land der Pyramiden

gekommen war.

Damona fragte sich jetzt, warum sie eigentlich für sie so genannte alte Ordnung kämpfen sollte. Was kümmerten sie Bastet, Amun oder Anubis? Für sie waren die Götter Ägyptens aus dem Zwischenreich, Kreaturen der schwarzen Magie. Die Ziele dieser Wesenheiten und ihrer irdischen Diener waren nicht ihre Ziele. Und wie es aussah, brauchte sie Bastet auch gar nicht mehr zu fürchten. Hatte Neithschere nicht gesagt, dass die übernatürlichen Machtmittel der Katzenköpfigen in der gegenwärtigen Zeit gar nicht wirksam werden konnten, da der Einfluss Atons größer war?

Nein, sie würde keineswegs dafür sorgen, dass sich die Weissagung erfüllte. Gefühlsmäßig lagen ihre Sympathien ganz auf der Seite des Pharao Echnaton. Nicht er war ihr Feind. Ihr Feind war die Katzenköpfige, die sie gegen ihren Willen ins Reich der Pharaonen verschleppt hatte. Sie würde sich auf die Seite der Widersacher Bastets stellen. Vielleicht konnte sie mit Hilfe Atons in ihre eigene Zeit zurückkehren.

Kaum hatte sie diesen Gedanken zu Ende gedacht, als plötzlich ein rasender Kopfschmerz durch ihren Schädel peitschte. Die Pein war derartig mörderisch, dass Damona laut aufstöhnte. Sie presste beide Hände gegen den Kopf. Sie war der Bewusstlosigkeit nahe und konnte sich kaum auf dem Stuhl halten.

›Du irrst, wenn du glaubst, dass meine Macht sich in Ohnmacht gewandelt hat, kleine Närrin!‹ Damona hörte die Stimme nicht mit ihren Ohren. Vielmehr drangen ihr die Worte unmittelbar ins Bewusstsein.

Und sie wusste auch sofort, wer es war, der auf diese außergewöhnliche Weise mit ihr sprach.

Bastet, die Katzenköpfige!

Damona begriff. Hier in diesem unterirdischen Tempel, in dem ihr nach wie vor Ehre und Anbetung zuteil wurde, war die Macht der Göttin ungebrochen. Hier war sie nach wie vor in der Lage, die Grenze zwischen den Dimensionen zu durchbrechen und ihren direkten Einfluss geltend zu machen.

›So ist es!‹, bestätigte ihr die Katzenköpfige.

›Hör auf!‹, dachte Damona flehend. ›Ich halte es nicht mehr aus!

Nimm den Schmerz von mir!‹

›Wirst du meine gehorsame Dienerin sein und für die Wiederherstellung meiner Ehre kämpfen?‹ Trotz der Qualen, die sie erleiden musste, zögerte Damona einen Augenblick. Das rächte sich unverzüglich. Die Schmerzwellen, die durch ihr Gehirn rasten, wurden noch intensiver.

Gellend schrie Damona auf. Sie stürzte von dem Stuhl hinunter und wand sich auf den geschliffenen Steinen des Fußbodens.

›Ich warte noch auf deine Antwort, Sterbliche!‹, kam wieder die Gedankenstimme der Göttin.

»Ja, ja, ja!«, schrie Damona. »Ich werde alles tun, was du von mir verlangst!« Sie stieß diese Worte laut hervor, und es war ihr auch vollkommen gleichgültig, dass Neithschere dadurch Ohrenzeuge wurde.

›Diese Worte erfreuen mein unsterbliches Kaa‹, teilte ihr die Katzenköpfige mit.

Dann verschwand der furchtbare Kopfschmerz genauso schnell, wie er gekommen war. Schwer atmend und an allen Gliedern zitternd mühte sich Damona wieder auf die Füße und ließ sich auf den Stuhl zurückfallen.

Die Priesterin der Göttin musterte sie aufmerksam.

»Du warst ungehorsam, nicht wahr?«, stellte sie mit einem spöttischen Lächeln fest. »Glaube mir, Damona King, es gereicht dir nur zum Nachteil, wenn du Unbotmäßigkeit an den Tag legst. Vergiss niemals das eine: Auch wenn dich einige ›Herrin‹ nennen, so bleibt auch du stets nur eine Dienerin der Erhabenen!«

Damona hasste sie, hasste sie ebenso wie die unmenschliche Kreatur aus dem Zwischenreich. Aber sie ließ diese Gedanken gar nicht erst richtig an die Oberfläche ihres Bewusstseins dringen. Zu groß war ihre Furcht vor einer neuerlichen Bestrafung durch die grausame Göttin.

»Was verlangt ihr von mir – du und die Göttin?«, fragte sie stattdessen.

»Die erhabene Göttin!«, verbesserte die Priesterin.

»Du und die erhabene Göttin«, wiederholte Damona gehorsam.

Neithschere lächelte wieder. »Du wirst an den Hof des verfluchten Pharao in Achetaton gehen und seiner Herrschaft das Ende bereiten, das es verdient. Du wirst Echnaton töten!«

Damona schluckte. Bastet und ihre menschlichen Diener wollten sie also zur Mörderin machen. Sie erinnerte sich, dass gemäß den Geschichtsbüchern der Pharao Echnaton tatsächlich eines gewaltsamen Todes gestorben war, und seine Nachfolger alle seine Reformen wieder rückgängig gemacht hatten. Sollte sie, Damona, ein Mädchen aus dem zwanzigsten Jahrhundert, es gewesen sein, die die Weichen der Geschichte im zweiten Jahrtausend vor Christus gestellt hatte?

Wahnsinn, dachte sie, heller Wahnsinn!

»Und wie komme ich an den Hof des Pharao?«, erkundigte sie sich. »Wird man mir dort nicht mit Misstrauen begegnen? Schließlich ist deine Weissagung auch den Dienern Atons bekannt.«

»Das ist wahr«, gab ihr die Priesterin Recht. »Aber wir werden einen Weg finden. Zunächst aber soll der Schädelbohrer dafür sorgen, dass du nicht wieder ungehorsam wirst, Damona King!«

***

Mike Hunter war zwar in England zu Hause, aber er verfügte auch in den Staaten über gute Beziehungen zu Auskunfteien und Detektivbüros. Diese Beziehungen stammten noch aus der Zeit, in der er als Versicherungsdetektiv gearbeitet hatte. Es fiel ihm nicht sonderlich schwer, binnen kürzester Zeit einiges über einen gewissen Carlos Mendoza herauszufinden.

Die Familie Mendoza gehörte zu den oberen Zehntausend der mittelamerikanischen Bananenrepublik Nicaragua. Zu jener alteingesessenen Clique, die mehr als zwei Drittel der Wirtschaft des Landes kontrollierte und auch in politischer Hinsicht am Drücker saß. Neben einflussreichen Industriebeteiligungen gehörte Carlos Mendoza eine riesige Kaffeeplantage in der Nähe des Nicaraguasees, die er auch zu seinem privaten Domizil gemacht hatte. Mendoza selbst war ein Mann Anfang vierzig, dem es Spaß zu machen schien, sein Kaffeereich wie ein kleiner König zu befehligen. Es war genauso, wie sich das Mike von Anfang an schon gedacht hatte. Die so genannten Söhne und Töchter der Unsterblichkeit versetzten sich nur in solche Personen, die etwas darstellten in der Welt und in Saus und Braus leben konnten.

Mike hielt sich keine Minute länger in New York auf als unbedingt notwendig. Um seine Auskünfte zu bekommen, brauchte er nur wenige Stunden. Schon am nächsten Mittag war er bereit, nach Nicaragua zu fliegen. Vorher brachte er noch die beiden Göttermasken, die er Eileen Rosewall alias Anchesen-Bastet abgenommen hatte, in einem Bankschließfach unter. Nur das »Gesicht der Göttin«, das der englischen Tochter der Unsterblichkeit Althea Eltville alias Nefernefer gehört hatte, nahm er mit.

Der Flug nach Nicaragua ging nur mit einem Umweg über die Bühne. Die nächste direkte Maschine sollte erst am folgenden Tag starten. So lange wollte Mike aber nicht warten. Deshalb flog er zunächst nach Mexiko City. Und von dort bekam er dann Anschluss nach Managua, der Hauptstadt Nicaraguas.

Es war später Abend, als er auf dem Flughafen der mittelamerikanischen Republik ankam. Er verließ die Maschine und nahm dann etwas später am Rollband seinen Reisekoffer in Empfang. Anschließend begab er sich zur Pass- und Zollkontrolle.

Der schneidig uniformierte Abfertigungsbeamte betrachtete seinen Pass lange, sehr lange sogar. Dann blickte er Mike mit leicht zusammengekniffenen Augen prüfend an.

»Haben Sie etwas zu verzollen, Senor?« Mike, der die spanische Sprache leidlich beherrschte, schüttelte den Kopf.

»Ich führe nur Sachen für den persönlichen Bedarf bei mir«, gab er Auskunft.

»Wenn Sie bitte Ihren Koffer öffnen würden?«, sagte der Mann

höflich, aber bestimmt.
»Natürlich.«
Mike machte den kleinen Reisekoffer auf. Der Zollmensch beugte sich darüber und fing an, in dem Inhalt herumzuwühlen.
Ein bisschen war Mike irritiert. Der Mann tat so, als sei er der großen Sache auf der Spur. Außerdem war Mike nicht entgangen, dass der Beamte ihm seinen Pass noch nicht zurückgegeben hatte.
Dann wurde der Nicaraguaner fündig. Unter Mikes Kleidungsstücken fischte er die goldene Maske der Göttin Bastet hervor.
»Was ist das, Senor?«
Mike zuckte die Achseln. »Ein Ziergegenstand. Man kann ihn als Wandschmuck verwenden. So wie eine Jagdtrophäe, verstehen Sie?«
»Ich verstehe lediglich, dass Sie diese… Jagdtrophäe offenbar einschmuggeln wollten!«, sagte der Mann streng.
»Aber nein«, verwahrte sich Mike gegen diesen Vorwurf. »Auch diese Maske ist eine rein persönliche Sache. Ich bringe sie zwar jetzt mit nach Nicaragua, aber ich nehme sie auch wieder mit, wenn ich das Land verlasse.«
»Sie wollten den Zoll betrügen, Senor!«, blieb der Uniformierte hartnäckig.
Langsam wurde Mike wütend. »Mann, machen Sie doch nicht so ein Spiel! Okay, wenn Sie unbedingt wollen, dann zahle ich eben den verdammten Zoll. Wie viel?«
»Das kann ich nicht entscheiden, Senor! Tatsache ist, dass Sie versucht haben, zollpflichtige Ware einzuschmuggeln. Was da zu tun ist, müssen andere entscheiden!«
Der Beamte drehte sich um und winkte zwei Männern in Zivil, die im Hintergrund standen. Die beiden waren sofort zur Stelle. Sie tuschelten kurz mit dem Zollmenschen. Dann griff sich der eine den Koffer mit der Maske, während der andere Mikes Pass in Empfang nahm.
»Wenn Sie uns bitte folgen würden, Senor?«
Zähneknirschend kam Mike der Aufforderung nach. Begleitet von den vieldeutigen Blicken der anderen Fluggäste ließ er sich von den beiden Nicaraguanern in die Mitte nehmen.
Sie brachten ihn in einen karg ausgestatteten kleinen Raum, wo bereits ein dritter Mann wartete.
Auf Anhieb erkannte Mike, dass dieser Mann ein höheres Tier war. Er trug einen erstklassig sitzenden Maßanzug, dessen Bügelfalten wie mit dem Messer gezogen aussahen. Seine Figur war schlank, und sein schmales Gesicht trug jenen hochmütigen Ausdruck zur Schau, dessen sich so genannte Herrenmenschen ganz bewusst befleißigten.
Die beiden Männer, die Mike hergebracht hatten, trugen dem Geschniegelten die Sachlage vor und verließen dann das Zimmer.

Mikes Koffer und seinen Pass hatten sie vorher dem »Herrenmenschen« übergeben.

Dieser bot Mike einen harten Stuhl an, blieb aber selbst stehen.

Dann durchsuchte auch er den Koffer. Außer der Maske fand er nichts, was zu irgendwelchen Beanstandungen Anlass geben konnte. Mike war froh, dass er die im Hause der Rosewalls erbeutete Pistole in New York zurückgelassen hatte. Blieb also nur das Gesicht der Göttin, das zur Debatte stand.

»Ich hörte, Sie wollten diesen Kunstgegenstand in unser Land einschmuggeln, Senor Hunter?«

Mit ruhiger Stimme erklärte Mike dem Geschniegelten, dass davon überhaupt keine Rede sein könne, er aber bereit sei, Zoll zu entrichten, auch wenn er dies für eine reine Willkürmaßnahme halte.

Der Nicaraguaner gab zu seinen Erklärungen keinen Kommentar ab. Stattdessen fragte er: »Die Maske stammt aus Mexiko, nicht wahr?«

»Spielt das eine Rolle?«

»Oh ja, Senor Hunter, ich glaube, das spielt sogar eine entscheidende Rolle.«

»Wieso?«

»Beantworten Sie meine Frage!«

»Bitte sehr! Diese Maske kommt aus Ägypten.«

Der Geschniegelte nahm das Gesicht der Göttin in die Hand, betrachtete es von allen Seiten.

»Sie lügen, Senor Hunter«, sagte er dann. »Aber das hilft Ihnen nicht viel. Bei mir sind Sie nämlich an einen Menschen geraten, der etwas von den Dingen versteht. Diese Maske ist eindeutig aztekischen Ursprungs!«

»Unsinn!«, sagte Mike spontan.

Der Nicaraguaner lächelte dünnlippig. »Natürlich können Sie die Wahrheit nicht zugeben. Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Sie haben den Kultgegenstand widerrechtlich aus Mexiko ausgeführt!«

»Aber…«

»In allen mittelamerikanischen Ländern gilt das Gesetz, dass gefundene Kultgegenstände der alten Völker dem Staat gehören. Sie haben den mexikanischen Staat bestohlen, Senor Hunter!« Diese Anklage verschlug Mike Hunter regelrecht die Sprache. Er musste sich bezähmen, um dem geschniegelten Kerl nicht in das lächelnde Gesicht zu schlagen.

»Ich muss Sie leider vorläufig festnehmen, Senor Hunter!«, sprach der Mann weiter.

»Waaas?«

»Es gibt da ein Abkommen zwischen Mexiko und der Republik Nicaragua…« Das Lächeln des Geschniegelten verstärkte sich. Der blanke Zynismus spiegelte sich in seinem Gesicht wider.

Und plötzlich begriff Mike. Die Maske war reiner Vorwand! Die Nicaraguaner hatten nur nach irgendeinem Grund gesucht, aus dem sie ihn festhalten konnten.

Und warum?

Mike biss sich auf die Lippen. Natürlich, er hatte damit gerechnet, dass Anchesen-Bastet diesen Sennufer von seinem Kommen unterrichten würde. Er war sich auch von Anfang an im Klaren darüber gewesen, dass er Schwierigkeiten haben würde, an den Ägypter, der sich jetzt Carlos Mendoza nannte, überhaupt heranzukommen. Abwehrmaßnahmen hatte er einkalkuliert. Dass diese jedoch schon hier aus dem Flughafen wirksam werden sollten, hatte er allerdings nicht vorausgesehen.

Ein paar Augenblicke lang überlegte er, ob er versuchen sollte, sich der bevorstehenden Festnahme durch die Flucht zu entziehen.

Der Geschniegelte schien seine Gedanken lesen zu können. Sein Lächeln war plötzlich wie weggewischt.

»Wenn Sie Widerstand leisten, verschlimmern Sie Ihre Situation nur, Senor Hunter!« Bevor Mike aufspringen konnte, war der Nicaraguaner bereits an der Tür und öffnete sie. Sofort traten die beiden Männer ein, die ihn vorhin am Zollschalter in Empfang genommen hatten. Demonstrativ schob der eine von ihnen seine Jacke etwas zur Seite, sodass das Pistolenhalfter sichtbar wurde, das er umgeschnallt hatte.

Resigniert ergab sich Mike in sein Schicksal.

***

Schädelbohrer!

Damona glaubte nicht recht gehört zu haben. Mit großen Augen blickte sie die Priesterin der Katzenköpfigen an, »Dieser Schädelbohrer… er soll doch nicht etwa mich …« Die Stimme wollte ihr nicht mehr gehorchen.

Gleichmütig nickte Neithschere. »Du brauchst dich nicht zu ängstigen. Neteren ist der beste Schädelbohrer des ganzen Reiches. Er diente bereits dem großen Amenophis III. und nur der Hass des Ketzers vertrieb ihn vom Pharaonenhof. Niemand versteht sein Handwerk besser als er.«

»Nein!«

Damona sprang von dem Stuhl hoch. Auch die Priesterin erhob sich jetzt.

»Niemand wird an meinem Schädel herumbohren!«, sagte Damona heftig. »Wozu auch? Ich werde der Erhabenen eine gehorsame und ergebene Dienerin sein!«

»Es geschieht zu deinem Besten, Damona King«, erwiderte Neithschere. »Neteren wird dich mit dem Symbol der Erhabenen nicht nur versehen, um deinen Gehorsam zu erzwingen. Du brauchst ihr

Wahrzeichen auch, damit sie dich schützen kann.«

Damona bebte vor Erregung. Ihr war vollkommen klar, warum man ihr dieses so genannte Schutzsymbol in den Schädel setzen wollte. Dadurch behielt die Katzenköpfige auch dann Macht über sie, wenn sie den Einflussbereich des unterirdischen Tempels verließ.

Verzweifelt hoffte sie darauf, dass ihre schlummernden magischen Kräfte erwachten. Aber ihre Hoffnung war vergebens. Es bestand wohl keine akute Lebensgefahr. Deshalb konnte sie nicht auf ihre übernatürlichen Fähigkeiten zurückgreifen.

Aber sie war trotzdem nicht bereit, sich widerstandslos zu fügen.

Mit einem wilden Sprung stürzte sie sich auf die Priesterin der Katzenköpfigen.

»Erhabene!«, rief Neithschere.

Dann war Damona bei ihr. Ihre Hände krallten sich um den Hals der Ägypterin. Beide Frauen stürzten zu Boden.

Damona fauchte ihre Gegnerin an. »Du wirst nicht…«

Weiter kam sie nicht. Wieder durchzuckte sie dieser entsetzliche Kopfschmerz, den sie schon kannte. Die Katzenköpfige hatte in den Kampf eingegriffen.

Und ihre übernatürliche Kraft, gegen die Damona nicht ankommen konnte, entschied das Handgemenge. Der Schmerz machte es Damona unmöglich, zu kämpfen. Sie ließ die Priesterin los, die sofort wieder auf die Füße sprang.

Während sich Damona noch vor Pein wand, bedankte sich Neithschere bei der Göttin für die erwiesene Hilfe.

Augenblicklich hörten Damonas Schmerzen auf.

»Steh auf, Damona King«, sagte die Priesterin. »Es ist würdelos, sich auf dem Boden zu wälzen. Vergiss nicht, dass du die Retterin des Reiches werden sollst. Keiner der Priesterinnen und Priester der niedrigeren Grade soll dich so sehen!«

In Schweiß gebadet erhob sich Damona. Mit zitternder Stimme fragte sie: »Ist es mit der Würde einer Reichsretterin vereinbar, sie zu etwas zu zwingen, was sie nicht will?«

»Du erhältst das Symbol der Erhabenen zu deinem Schutz. Es ist eine Ehre für dich, die nur wenigen vergönnt wird. Auch ich bin eine dieser Auserwählten, die es tragen. Sieh hier…«

Neithschere griff nach ihrer Prunkperücke und schob sie ein Stück in den Nacken. Damona konnte eine kleine Narbe unmittelbar unter ihrem natürlichen Haaransatz erkennen.

Damona presste die Lippen zusammen. Sie wollte dieses Ding nicht. Aber ihr war klar geworden, dass eine Weigerung zu nichts führte. Sie befand sich in der Gewalt der Katzenköpfigen und ihrer ersten Dienerin und musste tun, was diese von ihr verlangten.

»Ich bin bereit«, sagte sie resigniert.

Neithschere nickte, betätigte dann einen Bronzegong. Ein dumpfer Ton hallte durch den Raum. Augenblicke später wurde die Tür geöffnet. Zwei Frauen mit kahl geschorenen Köpfen erschienen und verneigten sich ehrerbietig.

»Schickt Neteren zu uns!«, wies die Oberpriesterin die beiden Frauen an.

Wenig später erschien der Schädelbohrer dann. Er war ein Mann, der die sechzig sicherlich bereits hinter sich hatte. Insgesamt machte er auf Damona nicht einmal einen schlechten Eindruck. Mittelgroß und etwas dicklich von Statur, hatte er ein volles, freundliches Gesicht. Seine Augen verrieten Intelligenz und auch so etwas wie menschliche Wärme. Ob dies alles aber ausreichte, um ihn zu einem guten Chirurgen zu machen, wagte Damona zu bezweifeln. Bei dem Gedanken, dass dieser Mann sich an ihrem Schädel zu schaffen machen würde, wurde ihr ganz schlecht. Man schrieb ungefähr das Jahr 1350 vor Christus. Und zu dieser Zeit steckte die Medizin noch in den Kinderschuhen. Aber was sollte sie machen?

Gemeinsam mit Neteren und Neithschere verließ sie den Raum durch einen rückwärtigen Ausgang. Ziel des kurzen Fußmarsches war ein anderer, recht kleiner Raum. Hier wurde nicht mit Gold und Glanz geprotzt. Die Einrichtung war bescheiden und zweckdienlich.

Es gab ein diwanartiges Ruhelager, einen flachen Tisch, ein paar einfache Stühle. Außerdem enthielt der Raum eine Feuerstelle, mehrere flaschenartige Behälter mit Flüssigkeiten und einen Steinkasten mit allerlei seltsam geformten Werkzeugen.

Das chirurgische Besteck des Schädelbohrers!

Wieder musste Damona gegen die in ihr aufsteigende Übelkeit ankämpfen. Sie sah der bevorstehenden Operation mit Grauen entgegen. Nach der Narbe an Neithscheres Stirn zu urteilen, würde ihr Neteren wohl nicht den ganzen Schädel aufmeißeln wollen, sondern das Symbol der Göttin offenbar nur unmittelbar unter der Kopfhaut einsetzen. Aber auch dieser Gedanke war schon erschreckend genug. Mit Sicherheit hatte der ägyptische Arzt noch nie etwas von Bakterien und Wundfieber gehört. Und der Begriff Narkose war für ihn bestimmt ebenfalls ein Fremdwort.

»Wenn du dich bitte niederlegen würdest, Herrin?« Mit einer angedeuteten Verbeugung wies der Schädelbohrer auf die Ruhestatt.

Ergeben nahm Damona auf dem Lager Platz. Dann beobachtete sie, was Neteren tat.

Zunächst machte er Feuer, schüttete aus einem der Flaschenbehälter eine dickflüssige, grünliche Substanz in einen Tiegel und stellte diesen dann auf die Flammen. Anschließend befeuchtete er eine Art Schwamm mit einer anderen Flüssigkeit und wusch damit Damona die Stirn ab. Das goldene Plättchen, das sie dort noch trug, nahm er

vorher an sich.
Er schien das Unbehagen in ihren Augen zu lesen, denn er sagte:
»Du wirst keine Schmerzen erleiden, Herrin!«
Damona antwortete nicht. Sie sah zu, wie der Schädelbohrer nach einer Art Pinzette griff, das Symbol Bastets damit festhielt und es in die inzwischen kochende grünliche Substanz tauchte. Dies nahm Damona mit einer gewissen Befriedigung zur Kenntnis. Offenbar hatte sie die ärztlichen Fähigkeiten der alten Ägypter unterschätzt.
Was Neteren da machte, hatte fraglos etwas mit Desinfizierung zu tun.
Und auch Narkosemittel waren dem Schädelbohrer nicht unbekannt. Er öffnete einen weiteren Flaschenbehälter. Sofort erfüllte ein aromatischer Duft den Raum. Neteren kam wieder auf sie zu und hielt ihr die Flasche unter die Nase.
»Tief einatmen, Herrin!«, sagte er.
Damona tat, was er sagte. Wenige Augenblicke später sank sie in einen tiefen Schlaf.

***

Wie ein gefangenes Tier ging Mike Hunter in der Zelle auf und ab.
Viel Bewegungsfreiheit gab es dabei nicht, denn der kleine Raum hatte einen Durchmesser von höchstens drei Yards.
Mehrere Stunden waren vergangen, seit man ihn in das düstere Gefängnisgebäude gebracht und eingesperrt hatte. Er wusste, dass es am vernünftigsten gewesen wäre, sich auf die enge Pritsche zu legen und etwas zu schlafen. Aber dazu war er viel zu nervös. Er machte sich ernste Sorgen um seine Zukunft. Nicaragua war eine Diktatur, und in solchen Staaten galt ein Menschenleben nicht viel.
Niemand wusste, wo er abgeblieben war. Und niemand würde deshalb nach ihm fragen, wenn er nicht wieder zum Vorschein kam.
Dieser Gedanke war keineswegs abwegig. Mike hielt es durchaus für möglich, dass Sennufer alias Carlos Mendoza gewisse Leute bezahlte, um ihn still und heimlich von der Bildfläche verschwinden zu lassen.
Schließlich legte er sich doch auf die Pritsche. Einschlafen konnte er allerdings nicht. Er lag wach und starrte in die Dunkelheit des engen Raums.
Seiner Schätzung nach musste es gegen vier Uhr morgens sein, als er draußen auf dem Gang auf einmal Schrittgeräusche hörte. Ein Gefängniswärter, der einen Kontrollgang machte?
Nein, es sah nicht so aus. Vor seiner Zellentür verstummten die Schrittgeräusche. Augenblicke später hörte er, wie sich ein Schlüssel im Schloss drehte. Die Tür wurde geöffnet.
Trübes Lampenlicht drang vom Flur ins Innere der Zelle. Mike setzte sich auf der Pritsche auf.

Zwei Männer standen im Rahmen. Gefängnisbeamte, wie Mike an ihrer uniformartigen Kleidung erkennen konnte.

»Kommen Sie mit!«, forderte ihn einer der beiden auf.

Sofort war Mike voller Misstrauen. Was hatte man mitten in der Nacht mit ihm vor?

»Wohin soll ich mitkommen?«, fragte er. Anstalten, aufzustehen, machte er noch nicht.

»Das werden Sie noch früh genug erfahren!«, beschied ihm der Nicaraguaner. »Los, nun kommen Sie schon!«

Widerwillig erhob sich Mike von der Pritsche. Die Sache gefiel ihm nicht, gefiel ihm ganz und gar nicht. Voller Argwohn trat er auf den Gang hinaus.

»Links!«, kommandierte der eine Wärter, während sein Kollege die Zellentür schloss.

Mike tat, was von ihm verlangt wurde, und ging nach links. Die beiden Männer nahmen ihn in die Mitte.

Es ging einen langen Flur entlang, an dem zahlreiche andere Zellentüren lagen. Was Mike dabei in gewisser Weise schon jetzt zu denken gab, war die Tatsache, dass er bei seiner Einlieferung aus der entgegengesetzten Richtung gekommen war. Zum Ausgang des Gefängnisses brachte man ihn also nicht.

Sein ungutes Gefühl wuchs. Die beiden Männer führten ihn eine Treppe hinunter, in einen Teil des Gebäudes, in dem es nur spärliche Lichtquellen gab. Mike kannte sich zwar in mittelamerikanischen Gefängnissen nicht aus. Aber er konnte sich gut vorstellen, dass hier irgendwo die Räume lagen, in denen Verhörspezialisten ihrer berüchtigten Arbeit nachgingen.

»Wo bringen Sie mich hin?«, fragte Mike abermals. Er konnte nicht vermeiden, dass seine Stimme ein bisschen heiser klang.

Er bekam keine Antwort auf seine Frage. Die beiden Männer bedeuteten ihm nur, weiterzugehen. Wieder ging es einen Korridor entlang, der düster und bedrückend wirkte.

Am Ende des Korridors tauchte schließlich eine schwere Eisentür auf. Diese war mit zwei Schlössern und einem gewaltigen Riegel gesichert. Mike schluckte. Er fragte sich, ob dahinter das Paradies für Folterknechte lag.

Einer der Wächter holte einen Schlüsselbund hervor, schloss die Tür auf und entriegelte sie. Als er sie dann öffnete, quietschte sie zum Gotterbarmen.

Wie eine mittelalterliche Streckbank!, schoss es Mike unwillkürlich durch den Kopf.

Er atmete ein bisschen auf, als sich herausstellte, dass hinter der Tür kein Folterkeller lag. Sein Blick fiel auf einen Hinterhof, der im schwachen Licht der beginnenden Morgendämmerung lag. Für einen

kurzen Augenblick keimte in Mike die wilde Hoffnung auf, dass man ihn freilassen würde. Aber dieser Hoffnungsschimmer verflog genauso schnell wieder, wie er gekommen war.

Nein, man wollte ihm seine Freiheit nicht zurückgeben. Wie es aussah, beabsichtigte man lediglich, ihn an einen anderen Ort zu bringen. Ein paar Yards neben der Tür stand ein Pkw amerikanischer Bauart. Drei Männer in Zivilkleidung standen neben dem Wagen. Ganz offensichtlich warteten sie auf ihn.

Einer der drei Wartenden öffnete die Fondtür des Fahrzeugs und machte eine brüske Handbewegung.

»Einsteigen!«

Mike zögerte. Wenn er in diesen Wagen einstieg, unterschrieb er damit vielleicht sein Todesurteil. Dieser Abtransport zur frühen Morgenstunde ließ die bösesten Ahnungen in ihm aufsteigen. Las und hörte man nicht immer wieder, dass in totalitär regierten Staaten lästige Gefangene kurzerhand liquidiert wurden? Auf der Flucht erschossen!, hieß es dann lapidar in einer kurzen Mitteilung. Wenn es in seinem Fall überhaupt eine solche Mitteilung geben würde…

»Na los, nun machen Sie schon!«, wurde er barsch angefahren.

Mit Erschrecken erkannte Mike jetzt, dass der Sprecher eine Maschinenpistole umgeschnallt hatte. Ein Beweis für die befürchtete Liquidierungsaktion?

»Wo wollen Sie mich hinbringen?«, fragte Mike und gab sich dabei Mühe, seiner Stimme einen festen Klang zu verleihen. Ganz gelang ihm das allerdings nicht.

»Fragen Sie nicht!«, bekam er unfreundlich zur Antwort. »Steigen Sie endlich ein!«

»Ich protestiere!«, sagte Mike. »Ich verlange, sofort mit meiner Botschaft reden zu dürfen.«

Im Grunde aber wusste er, dass er sich diese Worte genauso gut hätte sparen können. Schon direkt nach seiner Festnahme hatte er die Vertretung Ihrer Majestät in Nicaragua kontaktieren wollen. Der Wunsch war ihm abgeschlagen worden. Und natürlich würde man jetzt erst recht nicht darauf eingehen.

So war es. Der Mann mit der MPi grinste nur flüchtig, bequemte sich nicht einmal, seine Ablehnung in Worte zu fassen. Stattdessen richtete er den Lauf der Maschinenpistole auf Mike.

»Rein jetzt oder…«

Mike kletterte in den Wagen, einen alten Buick, wenn er sich nicht irrte. Der Mahn mit der MPi und einer seiner Genossen klemmten sich links und rechts neben ihn auf die hintere Sitzbank. Der dritte Mann nahm hinter dem Steuer Platz.

Sofort rollte der Wagen an. Nach wenigen Yards schon kam er an ein Eisentor mit einer hohen Stacheldrahtkrone, das von einem

uniformierten Gefängnisbeamten bereits aufgehalten wurde. Augenblicke später bog der Buick in eine frühmorgendliche und völlig menschenleere Straße ein.

Die Fahrt ins Ungewisse begann.

***

Ein Kitzeln in der Nase brachte Damona King wieder in die Welt zurück. Sie schlug die Augen auf und sah den Schädelbohrer, der ihr ein kleines Fläschchen mit einer scharf riechenden Essenz vors Gesicht hielt. Als der Mann sah, dass sie wieder wach war, nahm er das Fläschchen weg.

»Es ist überstanden, Herrin«, sagte er lächelnd.

Damona setzte sich auf. Das erwartete Schwindelgefühl blieb überraschend aus. Auch Schmerzen verspürte sie nicht. Da war nur ein leichtes Ziehen an der Stirn, das sich aber nicht einmal besonders unangenehm bemerkbar machte.

»Du kannst gehen, Neteren«, ließ sich Neithschere vernehmen, die im Hintergrund stand.

Der Arzt machte eine Verbeugung und verließ ohne ein weiteres Wort den Raum.

Vorsichtig tastete Damona mit der Hand nach der Stirn. Sie spürte keinen Verband, nur eine unnatürliche kleine Erhöhung.

Lächelnd trat die Priesterin an das Lager heran. Sie entnahm dem Steinkasten einen Spiegel und gab ihn Damona. Damona nahm ihn entgegen. Er bestand nicht aus Glas, sondern aus blitzendem Silber.

Aber er erfüllte dieselben Zwecke wie ein Spiegel auf ihrem Frisiertisch in King's Castle.

Sie betrachtete ihr Konterfei. Und sie konnte nicht umhin, Neteren für seine medizinischen Künste zu bewundern. Nur ein kleiner Schnitt, der beinahe völlig von ihren Haaren verdeckt wurde, war, sichtbar. Keine Verstümmelung also, nicht einmal ein winziger Blutstropfen. Der Schädelbohrer hatte die Spuren seines Eingriffs auf fantastische Art und Weise beseitigt. Wenn sie nicht gewusst hätte, dass ihr tatsächlich etwas in den Schädel operiert worden war, wäre sie niemals auf den Gedanken gekommen.

Sie ließ den Silberspiegel wieder sinken.

»Zufrieden?«, fragte die Priesterin. Sie fragte es nicht höhnisch, sondern so, als ob sie Damona tatsächlich eine Wohltat erwiesen hätte. Und genau so sah sie das wohl auch.

Damona gab ihr keine Antwort. Sie versuchte, festzustellen, ob sie sich irgendwie anders fühlte. Aber dem war nicht so. Das ihr eingepflanzte Goldplättchen würde sich wohl nur dann bemerkbar machen, wenn Anlass dazu geboten war.

»Was geschieht jetzt?«, wollte sie von Neithschere wissen. »Bin ich

bereit, an den Hof des Pharao zu gehen?«

»Hast ist die Mutter des Fehlschlags«, ließ die Priesterin eine Weisheit vom Stapel. »Zunächst müssen noch einige Vorbereitungen getroffen werden.«

»Und zwar?«

Nachdenklich blickte Neithschere Damona an. »Während deiner Ankunft haben dich mehrere der Knechte Atons gesehen, nicht wahr, Damona King?«

Damona zuckte die Achseln. »Es war dunkel. Aber ich halte es dennoch für möglich, dass mich jemand wiedererkennt.«

»Das darf nicht geschehen! Du musst als völlig Fremde an den Hof des verfluchten Ketzers kommen. Wir werden deine äußere Erscheinung etwas verändern müssen.«

Heftig fuhr Damona hoch. Vor ihrem geistigen Auge erschienen Horrorvisionen von Schädelbohrern, die erneut an ihrem Gesicht herumschnitzten.

»Nein!«, sagte sie entschieden. »Ich bin nicht bereit…«

»Errege dich nicht«, unterbrach sie die Priesterin. »Ich dachte lediglich an ein Färben deiner Haare.«

Damona entspannte sich wieder. Sie liebte zwar ihr schönes, schwarzes Haar. Aber wenn es denn unbedingt sein musste, war sie durchaus gewillt, es auch himmelblau färben zu lassen.

»Blond«, sagte Neithschere und lächelte dabei. »Der Ketzer liebt blonde, schlanke Frauen. Du wirst sein allergrößtes Wohlgefallen erregen.«

Damona runzelte die Stirn. Eine blonde Ägypterin? Gab es so etwas überhaupt?

Sie trug der obersten Dienerin der Katzenköpfigen ihre Bedenken vor.

»Du hast Recht«, gab Neithschere zu. »Die Töchter unseres Landes haben üblicherweise keine Haare von der Farbe des reifen Getreides. Aber du sollst auch nicht als eine geborene Untertanin der Doppelkrone auftreten.«

»Sondern?«

»Als eine Kreterin, zum Beispiel. Auf der fernen Insel gibt es viele blonde Frauen. Ja, ich bin ganz sicher, dass du als kretische Sklavin sehr überzeugend sein wirst!«

»Als kretische… Sklavin?« Damona schluckte. »Du willst, dass ich eine Sklavin werde?«

»Ja!«

Wieder wurde Damona von Schreckensvisionen geplagt. Zu allen Zeiten waren Sklaven die bedauernswertesten Menschen gewesen, die man sich vorstellen konnte. Und nun sollte sie…

»Aber warum?«, fragte sie verzweifelt. »Es muss doch eine andere unverfängliche Möglichkeit geben, an den Hof Echnatons zu

gelangen!«

»Der Ketzer und seine Günstlinge sind voller Misstrauen«, sagte Neithschere. »Überall wittern sie Verrat. Von einer Sklavin jedoch werden sie nicht erwarten, dass sie die geweissagte Retterin des Reiches ist.«

Fieberhaft dachte Damona nach, wie sie die Priesterin von dieser unangenehmen Idee abbringen konnte. Eine Idee kam ihr.

»Sagtest du nicht, dass Echnaton allen Sklaven die Freiheit wiedergegeben hat? Wie kann ich also…«

»Hinter dem Rücken der Aton-Knechte geschieht vieles, was der Ketzer verboten hat. Erst wenn den Verfluchten etwas zu Augen und Ohren kommt, können sie eingreifen.« Die Dienerin Bastets lächelte. »Und in deinem Fall sollen sie sogar eingreifen, verstehst du?«

»Nein!«

Neithschere erklärte, wie sie sich den Ablauf der Dinge vorstellte.

***

Unfreiwillig kam Mike Hunter zu einer Stadtrundfahrt durch die Metropole Nicaraguas. Was er zu sehen bekam, überraschte ihn. Allerdings nicht angenehm.

Managua war eine ziemlich traurige Stadt. Selten hatte er so viele Trümmer gesehen. Immer wieder fuhr der Buick an teilweise oder ganz zerstörten Gebäuden vorbei. Schutt und Asche bestimmten große Bereiche des Stadtbildes.

Zuerst wunderte sich Mike darüber. Dann aber fiel ihm ein, dass es ja Anfang der siebziger Jahre ein verheerendes Erdbeben gegeben hatte, bei dem Managua praktisch dem Erdboden gleichgemacht worden war. Überall sah er zwar auch Zeichen des Wiederaufbaus.

Aber es würde wohl noch lange dauern, bis alle Spuren der schrecklichen Naturkatastrophe beseitigt waren.

Mike erkannte jedoch auch, dass nicht alle Zerstörungen auf das Wirken des Erdbebens zurückzuführen waren. Zahlreiche Häuser wiesen Beschädigungen auf, die eine ganz andere Ursache hatten.

Mike nahm die Einschusslöcher von Kugeln, die Einschläge von Granaten, die Spuren von Bombenexplosionen wahr.

Auch dafür fand er schnell eine Erklärung, ohne einen seiner Begleiter fragen zu müssen. In Nicaragua herrschte seit Jahren ein versteckter, des Öfteren aber auch ganz offen ausbrechender Bürgerkrieg. Eine Volksbefreiungsfront versuchte, die Macht jener Clique zu brechen, die das Land in allen Bereichen kontrollierte.

Mike konnte nicht umhin, Sympathien für diese Revolutionäre zu empfinden. Sie kämpften gegen Leute vom Schlage Sennufers alias Carlos Mendoza, kämpften auch gegen Erfüllungsgehilfen der herrschenden Clique wie die drei Männer, in deren Gewalt er sich jetzt

befand.

Der Verkehr auf den Straßen Managuas war um diese Zeit praktisch noch nicht existent. Kurz vor fünf war es, wie Mike auf der Uhr am Armaturenbrett sehen konnte.

Bald war die eigentliche Stadt durchquert. Die Peripherie Managuas wurde erreicht.

Und hier sah es noch trostloser aus. Behelfsunterkünfte aus Brettern, Wellblech, ja selbst Pappe und Kunststoffplanen drängten sich dicht an dicht. Die Menschen, die hier leben mussten, waren zu bedauern. Wahrscheinlich rekrutierte die Befreiungsfront unter ihnen ihre meisten neuen Mitglieder.

Dann blieben auch die Elendsquartiere am Stadtrand zurück. Das freie Land wurde erreicht.

Mikes Besorgnis wurde immer größer. Der Gedanke an eine klammheimliche Liquidierung ließ ihn nicht mehr los. Mit Sicherheit wollte man ihn an eine abgelegene Stelle bringen, um ihn dort verunglücken zu lassen oder »auf der Flucht« zu erschießen.

Unbehaglich wand er sich auf seinem Sitz. Sofort spürte er den Lauf der Maschinenpistole in seiner Rippenpartie.

»Hübsch ruhig, Senor«, knurrte ihn der MPi-Schwinger unmissverständlich an, »sonst…«

Weitere Worte waren überflüssig. Mike verstand eine Drohung, wenn er sie hörte.

Zum wiederholten Mal versuchte er, mit den Nicaraguanern ins Gespräch zu kommen, versuchte er, etwas Konkretes über den Sinn dieser frühmorgendlichen Fahrt aus ihnen herauszuholen. Aber diese Mühe hätte er sich sparen können. Die Männer gaben ihm keine Auskünfte, beschränkten sich lediglich auf die geknurrte Aufforderung, gefälligst das Maul zu halten.

Das tat Mike dann auch notgedrungen. Schweigend blickte er aus dem Autofenster nach draußen.

Weiter ging die Fahrt, eine gut ausgebaute Überlandstraße entlang. Bebaute Felder glitten vorbei, Maniokstauden, wenn sich Mike nicht irrte.

Inzwischen hatte der Wagen sicherlich schon so manche Stelle passiert, die sich vorzüglich für eine Liquidierungsaktion geeignet hätte. Aber dazu machten die Männer noch keine Anstalten. Hatten sie doch nicht vor, ihn ins ewige Leben zu schicken? Wenn nicht – wohin, zum Teufel, brachten sie ihn?

Etwas später kam Mike eine ganz bestimmte Ahnung. Am Rand der Straße konnte er ein verwittertes Hinweisschild entziffern.

Nach Massaya…

Massaya!

Nicht weit von dieser Stadt am Nicaraguasee entfernt lag die

Hazienda Carlos Mendozas!
Beabsichtigten die Kerle etwa, ihn dem Mann auszuliefern, wegen dem er ins Land gekommen war?

***

Wenn ja, dann wusste er nicht so genau, ob er sich darüber freuen oder das Gegenteil tun sollte. Natürlich, er wollte zu Mendoza alias Sennufer. Aber als freier Mann und nicht als Gefangener, der der Willkür des Anubis-Priesters hilflos ausgeliefert war.
Es sprach einiges dafür, dass die Plantage Mendozas tatsächlich das Ziel der Fahrt war. Nach einigen weiteren Metern verließ der Buick die gut befahrbare Straße und bog in eine davon abzweigende Nebenstraße ab.
Der Begriff »Straße« passte nicht so ganz. Die Fahrbahn verwandelte sich welmehr in einen Weg, der mehr für Ochsenkarren als für Kraftfahrzeuge gemacht zu sein schien. Holpernd und die Stoßdämpfer malträtierend fuhr ihn der Buick entlang.
Das ohnehin nicht gerade ebene Gelände wurde immer hügeliger.
Eine wildromantische Landschaft, in der sich nacktes Felsgestein mit fruchtbarer Lavaerde abwechselte, bestimmte jetzt das Bild. Immer wieder tauchten Kiefern- und Eichenhaine auf. Weiter im Hintergrund ragte der Kegel eines Vulkans in die Höhe. Eine dünne Rauchwolke schwebte über dem fernen Krater.
Die Fahrt hätte Mike, der ein großer Naturfreund war, unter anderen Umständen Spaß gemacht. So aber waren es doch sehr gemischte Gefühle, die ihn beherrschten. Die Gegend war so einsam, dass bestimmt kein Hahn danach krähte, wenn er sie nicht wieder verließ.
Eine weitere halbe Stunde verging. Immer tiefer drang der Buick in die Hügellandschaft ein. Mike zweifelte jetzt kaum daran, dass es wirklich zur Hazienda Mendozas ging. Die Bodenverhältnisse waren geradezu ideal zum Anbau von Kaffee. Und dieser war ja das Haupterzeugnis der Mendoza-Plantage.
Plötzlich jedoch geschah etwas völlig Unerwartetes.
Etwa fünfzig Yards vor dem Wagen krachte auf einmal ein am Rand stehender Baum auf den Weg.
Der Fahrer des Buick trat sofort auf die Bremse. Und da die Fahrgeschwindigkeit nicht allzu hoch war, brachte er den Wagen auch noch rechtzeitig genug zum Stehen.
Trotzdem waren Mikes drei Begleiter blitzartig in hellwacher Alarmbereitschaft.
Nicht ohne Grund, wie sie sehr schnell herausstellte…
Schüsse peitschten plötzlich auf. Schüsse, die sehr gut gezielt waren!
Mehrere Projektile klatschten gegen die Karosserie des Wagens.
Eine zerschlug sogar die rechte Seitenscheibe. Splitter regneten in

den Fond. Auch Mike bekam einige von ihnen mit.

Die Sitzverhältnisse waren zu beengt, um unter die Sitzbank zu tauchen. Deshalb, musste sich Mike darauf beschränken, den Kopf nach unten zu nehmen und ihn mit den Armen zu schützen.

Lästerliche Flüche gellten durch das Innere des Wagens. Neben den Verwünschungen trat dabei ein Ausdruck ganz besonders hervor: die Sandinisten.

Sandinisten!

Mike wusste auf Anhieb, was los war. Sandinisten – das waren die Leute der Sandinistischen Befreiungsfront, jener Rebellentruppe, die die Machtverhältnisse in Nicaragua ändern wollten.

Die Männer im Buick waren nicht gewillt, sich als Zielscheiben missbrauchen zu lassen. Sie gingen zum Gegenangriff über.

Der Mann mit der MPi, der rechts von Mike saß, fetzte mit dem Lauf seiner Waffe die restlichen Glasscherben aus dem Fensterrahmen und schob die Maschinenpistole hindurch. Schon ratterte die Kugelspritze los. Die erste Salve schlug in das Blattwerk der am rechten Wegrand stehenden Bäume.

Auch der Fahrer hatte eine MPi bei sich. Er brachte sie in Anschlag und feuerte durch das berstende Fenster in den Wald auf der anderen Seite hinein.

Der dritte Mann, links von Mike sitzend, konnte nur bescheidenere Mittel einsetzen. Er riss einen klobigen Revolver hervor und beteiligte sich ebenfalls an dem Abwehrfeuer.

Von den Sandinisten ließ sich noch niemand blicken. Die Aktivisten der Widerstandsbewegung hockten gut versteckt im Unterholz.

Aus ihrer sicheren Deckung heraus deckten sie den Buick mit einem wahren Kugelhagel ein.

Und dieser Kugelhagel erzielte Wirkung. Mikes rechter Nebenmann stieß plötzlich einen wilden Schmerzensschrei aus. Aus den Augenwinkeln sah Mike, dass ihn eine Kugel erwischt hatte. Sein linker Arm hing schlaff nach unten. Blut durchdrang seinen Jackenärmel, färbte ihn rot. Dennoch ließ er die MPi nicht los. Beinahe krampfhaft umklammerte er sie mit der unverletzten Hand.

»Wir müssen hier weg!«, keuchte er. »Versuche zu wenden, Rico, sonst machen uns die Schweine fertig!« Der Fahrer, der sich hinter dem Armaturenbrett zusammengekauert hatte, beantwortete diese Aufforderung mit einem bösen Auflachen.

»Wenden? Wie stellst du dir das vor? Der Weg ist viel zu schmal, um…«

»Dann fahr rückwärts, du Idiot!«, schrie ihn der dritte Mann mit verzerrtem Gesicht an.

Während die beiden anderen weiterschossen – der Verletzte bediente seine Maschinenpistole mit einer Hand – versuchte der Mann am

Steuer sein Glück. Aber der Wagen bewegte sich nicht einen Zentimeter rückwärts.

»Merde!«, schimpfte der Fahrer. »Der lausige Motor muss was abgekriegt haben! Ich…« Der Rest seiner Worte ging im Scheppern der Windschutzscheibe unter, die in diesem Augenblick, von mehreren Geschossen zerschmettert, nach innen stürzte.

Die Situation wurde immer kritischer. Auch für Mike. Zwar hatte er hinter den Rückenlehnen der Vordersitze halbwegs Schutz gefunden. Aber es war wohl doch nur eine Frage der Zeit, bis es ihn erwischte.

Außerdem bestand die ganze Zeit über die Gefahr, dass der Tank des Buick einen Treffer abbekam und der ganze Wagen in die Luft flog. Mike handelte.

Die drei Männer waren viel zu sehr mit sich selbst und den Sandinisten im Hinterhalt beschäftigt, um sonderlich auf ihn zu achten.

Diesen Umstand machte er sich zunutze.

Blitzschnell fuhr er aus seiner geduckten Haltung hoch und griff nach der Maschinenpistole des Mannes zu seiner Rechten. Der Verletzte fand weder die Kraft noch die Zeit, um ihm Widerstand entgegenzusetzen. Mike hatte keine Mühe, ihm die MPi mit einem Ruck aus der Hand zu reißen.

»Aufpassen!«, keuchte der Mann. »Der Kerl…«

Ein Schlag mit dem Lauf der Waffe brachte ihn abrupt zum Schweigen. Besinnungslos sackte er auf dem Sitz zusammen.

Mikes Aktion war nicht unbemerkt über die Bühne gegangen. Der Mann mit dem Revolver richtete sein Schießeisen auf ihn.

Mike hatte keine andere Wahl. Er riss den Abzug der Maschinenpistole durch. Der Revolverschwinger hatte nicht den Hauch einer Chance.

Auch der Mann am Steuer, der mit einem Angriff von hinten wohl im Traum nicht gerechnet hatte, bereitete Mike keinerlei Schwierigkeiten. Bevor er die Sachlage überhaupt richtig erfassen konnte, hatte ihm Mike bereits die MPi über den Scheitel gezogen. Auf Anhieb war er außer Gefecht.

Draußen jedoch ging das Schießen weiter. Der Buick stand nach wie vor im Brennpunkt der gegnerischen Aktionen.

Diesen wollte Mike ein Ende machen.

»Aufhören!«, brüllte er so laut, wie er nur konnte. »Wir ergeben uns!« Und um zu beweisen, dass er es ernst meinte, warf er kurzerhand die Maschinenpistole aus dem Seitenfenster.

Zunächst fielen noch einige Schüsse. Als die Sandinisten aber merkten, dass ihr Feuer tatsächlich nicht mehr erwidert wurde, stellten auch sie ihre Ballerei ein.

»Rauskommen!«, wurde eine befehlende Stimme hörbar.

Es gab nichts, was Mike lieber getan hätte. Er stieß die rechte Fondtür auf und trat nach draußen. Sicherheitshalber hob er die Hände deutlich sichtbar über den Kopf.

»Die anderen auch!«, klang der Befehl aus dem Gebüsch herüber.

»Die anderen sind kampfunfähig!«, antwortete Mike laut. »Und aussteigen können sie auch nicht mehr!«

Fast eine halbe Minute verging. Dann tauchten zwischen den Bäumen am Wegesrand mehrere Männer auf. Mit erhobenen Gewehren und Revolvern kamen sie langsam auf den Buick zu.

Mike blickte ihnen entgegen. Noch wusste er nicht, ob er nun vom Regen in die Traufe gekommen war.

***

Damona betrachtete sich im Spiegel. Sie war erstaunt, wie perfekt die Färbung gelungen war, obwohl doch chemische Substanzen der Neuzeit in diesem Jahrhundert noch unbekannt waren und allein natürliche Farbstoffe Verwendung gefunden hatten. Fast erkannte sie sich selbst nicht wieder. Das weizenblonde Haar machte einen vollkommen anderen Typ aus ihr. Zusammen mit dem weißen Gewand, das man ihr angezogen hatte, kam sie sich beinahe wirklich vor wie ein Mensch aus dem griechischkretischen Kulturkreis.

»Bist du bereit, Ariadne?«, fragte sie die oberste Priesterin der Katzenköpfigen.

Ariadne war ihr neuer Name, den sie sich selbst ausgesucht hatte, weil er ihr so ungeheuer echt vorkam, auch wenn er den Ägyptern vollkommen unbekannt war.

Sie nickte. »Ich bin bereit.«

»Dann komm!«

Neithschere geleitete sie durch die ganze unterirdische Tempelanlage zum Seeufer. Natürlich gab es auch noch einen anderen Ausgang. Aber diesen zu nehmen, war nicht ratsam. Dort patrouillierten Soldaten des Pharao, die nur deshalb nicht eindrangen, weil sie den magischen Schutzvorhang der Göttin Bastet nicht durchbrechen konnten. Der geheime Tempelzugang in den Bergen war den Knechten Atons jedoch unbekannt.

Der alte Fährmann, der Damona auch hergebracht hatte, wartete bereits auf sie. Außer ihm hatten sich auch so ziemlich sämtliche anderen Tempelbewohner am Ufer eingefunden. Priesterinnen und Priester, Lehrer, Künstler – alles Menschen, die Bastet nach wie vor verehrten und von den Anhängern Atons verfolgt wurden. Deshalb hatten sie hier im Heiligtum der Katzenköpfigen Zuflucht gesucht.

Sie alle wünschten Damona natürlich bei ihrer Mission alles Glück der Welt und verabschiedeten sich von ihr mit tiefen Verneigungen.

Damona stieg in das Boot, und der Fährmann griff nach der

Ruderstange. Der Fackelschein der Tempelanlage blieb zurück.

Auch am anderen Ufer wurde Damona schon erwartet. Zwei kahlköpfige Bastet-Priester, die in den Plan Neithscheres eingeweiht waren und Damonas wahre Identität kannten, nahmen sie in Empfang.

Die beiden – ihre Namen lauteten Senacht und Kamose – führten sie durch die Höhle zu der Felsspalte, durch die Damona gut vierundzwanzig Stunden zuvor in die unterirdische Tempelwelt gekommen war.

Diesmal hatte sie keinerlei Schwierigkeiten, den magischen Schutzvorhang zu durchschreiten. Das Symbol der Göttin unter ihrer Kopfhaut tat seine Dienste.

Draußen war es wiederum Nacht. Der Himmel war sternenklar, und der Mond lächelte freundlich. Damona begrüßte es sehr, endlich wieder klare, frische Luft einatmen zu können. In der Tempelanlage sah es in dieser Beziehung nicht gerade ideal aus.

Vorsichtig setzten sich Damona und ihre beiden Begleiter in Bewegung. Aber es stellte sich heraus, dass zu übertriebener Vorsicht kein Anlass bestand. Nichts sprach dafür, dass fremde Augen und Ohren in der Nähe waren.

Eine Weile später hatten sie das Ufer des Nils erreicht. Schräg gegenüber, am anderen Ufer, leuchteten die Lichter Thebens.

Noch zur Regierungszeit von Echnatons Vorgänger auf dem Pharaonenthron, hätte es Damona viel einfacher gehabt. Zur Zeit Amenophis III. spielte sich das Hauptgeschehen im Reich in Theben ab.

Auch der Palast des Pharao lag natürlich dort. Unter Echnaton jedoch war alles anders geworden. Der Ketzer hatte der Stadt Amuns und Bastets den Rücken gekehrt und rund dreihundert Kilometer stromabwärts eine völlig neue Stadt aus dem Boden stampfen lassen: Achetaton, die jetzige Metropole des unteren und des oberen Reichs. Damona wollte – sollte – an den Hof des Pharao. Folglich musste sie wohl oder übel nach Achetaton reisen.

Eine gute Meile weiter flussabwärts wartete eine Barke auf sie, die von Anhängern der Katzenköpfigen gelenkt wurde.

***

Es waren reichlich abenteuerliche Gestalten, die Mike Hunter da entgegenkamen. Acht bärtige Männer in formloser Khakikleidung, Schlägerkappen auf den Köpfen, Waffen in den Händen. Keine Frage, an wem sich die Sandinisten ein Beispiel nahmen: an Fidel Castro natürlich.

Augenblicke später waren sie heran. Einige von ihnen umringten Mike, während sich die anderen mit schussbereiten Revolvern und Gewehren vorsichtig dem Buick näherten.

Ein Mann trat an Mike heran und tastete ihn von oben bis unten ab. Er grunzte zufrieden, als er feststellte, dass Mike keine weitere Waffe bei sich trug.

Inzwischen stießen die Männer am Wagen erstaunte Rufe aus, als sie den Toten und die beiden Bewusstlosen entdeckten. Natürlich verstanden sie nicht so ganz, wie die drei Männer aus Managua in diese Lage gekommen waren.

Einer von ihnen baute sich fragend vor Mike auf. Er war offenbar der Boss der Truppe, denn die anderen nannten ihn Teniente.

»Hast du deine Kumpane überwältigt?«, wollte er von Mike wissen.

Mike nickte. »Habe ich, ja. Das könnt ihr schon daran sehen, dass der eine eine Garbe aus ‘ner MPi abbekommen hat. So eine Kugelspritze habt ihr ja wohl nicht bei euch.«

»Warum hast du es getan?«

»Diese drei Männer sind Gegner von mir. Keine Kumpane, wie ihr zu glauben scheint!«

Der Teniente, ein großer, vierschrötiger Mann, dessen Muskeln das dünne Khakihemd fast sprengten, blickte Mike lauernd an. »Du hast es getan, um dich bei uns einzuschmeicheln, richtig?«

»Warum sollte ich mich bei euch einschmeicheln wollen?«, fragte Mike zurück.

»Damit wir dich nicht aufhängen, Americano, darum!«, grinste der Mann von der Sandinistischen Befreiungsfront beinahe genüsslich.

Unwillkürlich fasste sich Mike an den Hals.

»Kleiner Irrtum, Teniente«, stellte er richtig. »Ich bin kein Amerikaner. Ich bin Engländer!«

»Engländer, eh?«

Der barsche Ton des Mannes wurde etwas freundlicher. Und auch seine Genossen machten auf einmal nicht mehr so bärbeißige, feindselige Gesichter.

Mike atmete ein bisschen auf. Er war jetzt sehr froh, dass er kein US-Amerikaner war. Uncle Sam schien bei den Revolutionären nicht sonderlich beliebt zu sein.

Wenig später gab ihm der Boss des Guerilla-Vereins Gelegenheit, seine Geschichte zu erzählen. Mike blieb weitgehend bei der Wahrheit. Er berichtete alles, was ihm seit seiner Ankunft auf dem Flughafen Managuas widerfahren war. Und er machte auch keinen Hehl aus seiner Ansicht, dass der Großgrundbesitzer Carlos Mendoza hinter der ganzen Aktion steckte. Dass er Mendoza auf die Pelle rücken wollte, weil dieser mit einem altägyptischen Anubis-Priester identisch war, sagte er allerdings nicht. Stattdessen behauptete er, dass Mendoza ihn geschäftlich übers Ohr gehauen hatte, und er gekommen sei, deshalb mit dem Haziendo abzurechnen.

Diese Erklärung gab den Ausschlag. Der Teniente hieb ihm seine

Rechte auf die Schulter, dass es nur so krachte.
»Jeder Feind des Blutsaugers Mendoza ist unser Freund!«, verkündete er mit einem polternden Lachen. »Wir werden dir helfen, es dem Hund heimzuzahlen!«
Fast hatte Mike das Gefühl, das große Los gezogen zu haben.

***

Es war wieder Nacht, als die Barke Achetaton erreichte.
Im Gegensatz zu Theben brannten in der Neugründung des Echnaton nur vereinzelte Lichter. Die Erklärung dafür war denkbar einfach: Theben war eine in den Jahrhunderten gewachsene Großstadt.
Bei Achetaton hingegen handelte es sich trotz aller Anstrengungen des Pharao, seine Gottesstadt zu einer echten Metropole auszubauen, doch nur um eine bessere Provinzstadt. Und auch die Tatsache, dass die Geschicke der beiden Reiche von hier aus gelenkt wurden, änderte daran gar nichts.
Ohne dass jemand Notiz davon nahm, machte die Barke an einem Kai fest. Dieser Kai lag in jenem Teil der Stadt, in dem das einfache Volk wohnte. Die pompösen Regierungsbauten des Pharao und seines Hofstaats lagen weiter nördlich.
Nur von Senacht und Kamose begleitet, ging Damona King von Bord. Zu dritt schlichen sie durch enge Gassen, in denen es nach Fisch, Asche, stark gewürztem Essen und zahllosen anderen Dingen roch. Die Dunkelheit der -Nacht beherrschte die Szenerie weitgehend. Nur ab und zu ließ sich ein Mensch blicken. Zu irgendwelchen direkten Kontakten kam es nicht.
Schließlich wurde ein recht großes, zweistöckiges Haus erreicht, das wie fast alle anderen in völliger Dunkelheit lag. Senacht und Kamose kannten sich offenbar aus. Sie steuerten auf einen kaum erkennbaren, schmalen Durchgang zu, der auf den Hinterhof des Hauses führte. Vor einer klobigen Bohlentür machten sie Halt.
»Dies ist das Haus des Sklavenhändlers Tetitamuns!«, flüsterte Kamose.
»Tetitatons!«, verbesserte Senacht. »Er hat seinen Namen geändert, um nicht der Zorn der Knechte des Ketzers zu erregen.«
»Und wenn schon«, erwiderte Kamose. »Namen sind Schall und Rauch. Er ist und bleibt ein Schurke, der sein Gewand stets nach dem Winde hält. Du bist bereit, Herrin?«
»Ja, ich bin bereit«, sagte Damona. »Und nenne mich nicht ›Herrin‹! Mein Name lautet Ariadne.«
»Ja, Her… Ariadne!«
Senacht hieb mit der Faust gegen die Bohlentür.
Damona fühlte sich alles andere als wohl in ihrer Haut. Dieser Sklavenhändler Tetitamun oder Tetitaton wusste nicht, wer sie war.

Und er sollte es auch nicht erfahren. Für ihn würde sie tatsächlich nur eine Sklavin aus Kreta sein, die er im Auftrag der Diener Bastets verkaufen sollte.

Noch rührte sie nichts im Haus. Erst als Senacht abermals gegen die Tür hämmerte, wurden im Innern schlurfende Schritte eines offenbar sehr schwergewichtigen Mannes hörbar.

»Wer ist da?«, drang es durch die Tür.

»Senacht und Kamose aus dem Tempel der Erhabenen«, antwortete Kamose halblaut. »Wir haben einen Auftrag für dich, Tetitamun!«

Damonas Begleiter sprach den abgelegten Namen des Sklavenhändlers bewusst deutlich aus.

Der Mann hinter der Tür grunzte etwas Unverständliches, öffnete dann.

Ja, Tetitamun war ein schwergewichtiger Mensch. Groß, fett und wuchtig stand er in der Tür. Er hielt eine Laterne in der Hand, die sein Gesicht in hellen Lichtschein tauchte, ein Gesicht, das feist und unendlich verschlagen war.

Der Sklavenhändler überzeugte sich davon, dass Senacht und Kamose wirklich die Männer waren, für die sie sich ausgegeben hatte.

Dann forderte er sie auf, einzutreten.

Die beiden Diener Bastets ließen sich nicht lange bitten.

»Los rein mit dir, Kreterin!«, kommandierte Senacht. Er gab der

»Sklavin« einen Stoß, der weitaus gröber aussah, als er tatsächlich war.

Wenig später saßen die drei Männer in einem unfreundlichen Raum an einem großen Tisch. Damona stand, ganz so, wie es sich für eine Sklavin gehörte.

Tetitamun bot ihren beiden Begleitern aus einem tönernen Krug ein Getränk an, das wie Bier roch und es wohl auch war. Die Männer leerten den ersten Becher, bevor sie zur Sache kamen.

Kamose machte den Sklavenhändler klar, dass der von den Knechten Atons verfolgte Tempel der Katzenhäuptigen Geld brauchte.

Deshalb sollte er im Auftrag der obersten Priesterin Neithschere diese ausgesucht schöne Sklavin, die ihrem neuen Besitzer unvorstellbare Freuden bereiten würde, verkaufen.

Tetitamun nickte. »Ich bin dem Tempel der Erhabenen verpflichtet«, sagte er. »Deshalb ist mir euer Wunsch Befehl.«

Er drehte sich zu Damona um und winkte ihr. »Komm her, damit ich dich näher betrachten kann.«

Gehorsam trat Damona näher.

Wie ein alter Lüstling musterte sie der Sklavenhändler. Fast riss er ihr mit seinen Augen das weiße Gewand vom Leibe. Damona ahnte schon jetzt, dass sie mit diesem Mann noch sehr viel Ärger bekommen würde.

»Sie ist wirklich sehr schön«, sagte er schließlich zu den beiden Dienern Bastets. »Ich bin sicher, dass ich einen vorzüglichen Preis für sie erzielen kann. Der Tempel der Erhabenen wird zufrieden mit mir sein.«

»Das hoffen wir«, nickte Senacht.

Tetitamun wandte sich wieder Damona zu. Er sagte etwas zu ihr, das sie allerdings nicht verstand. Der Sklavenhändler schien das zu merken.

»Sagtet ihr nicht, sie sei eine Kreterin?«, wunderte er sich. »Von anderen Sklaven kenne ich die Sprache der fernen Insel ein wenig. Ich habe sie in der Zunge ihrer Väter angeredet. Sie aber sieht mich an, als hätte ich das heisere Bellen eines hethitischen Schakals angewandt!«

»Oh, sie versteht dich sicherlich sehr gut«, sagte Kamose schnell.

»Nur… nun ja, Tetitamun! Sie ist verstört, und die Angst blüht in ihrem Herzen.«

Genau wie Damona selbst hatte auch Kamose erkannt, dass Damona fehlende kretische Sprachkenntnisse ihre ganze Maskerade aufs Spiel setzen konnte.

Tetitamun glaubte, was der Diener Bastets sagte.

»Soso, verstört ist sie also«, murmelte er. »Mir scheint eher, sie ist verstockt. Und wenn mir eins von Herzen zuwider ist, dann sind das verstockte Sklaven. Sie schrecken die Käufer ab, weil sie die Freude an ihrem Besitz trüben.«

Er stand auf und stellte sich vor Damona hin. Wieder sagte er etwas in der kretischen Sprache zu ihr. Natürlich verstand Damona auch jetzt kein Wort. Deshalb konnte sie wiederum nichts anderes tun als schweigen.

Der Sklavenhändler lief rot an vor Wut. Er hob den Arm und klatschte ihr den Handrücken ins Gesicht.

»Ich will dich lehren, meinen Befehlen zu trotzen, Tochter einer armseligen Insel!«, tobte er. Zum zweiten Mal holte er aus und schlug Damona erneut ins Gesicht.

Damonas Augen glühten. Sie musste sich ungeheuer beherrschen, um sich nicht auf den feisten Kerl zu stürzen. Aber das hätte sich natürlich nicht mit ihrem Status als Sklavin vereinbaren lassen.

Bevor sich Tetitamun abermals an ihr vergreifen konnte, griff Senacht ein.

»Du solltest die Sklavin nicht misshandeln, Tetitamun«, sagte er streng. »Eine Sklavin, deren Äußeres zu Tadel Anlass gibt, ist noch weniger wert als eine, deren Herz verstockt ist!«

Mit sichtlichem Widerwillen wandte sich der Sklavenhändler von Damona ab.

»Ganz wie du wünschst, Priester der Erhabenen«, murrte er.

»Wäre sie mein Eigentum, ich würde sie die Peitsche aus Krokodilleder spüren lassen; bis ihre Haut der des Krebses gleicht!«
»Sie ist aber nicht dein Eigentum! Und deshalb…«
»Ja, ja«, sagte Tetitamun. – Als Senacht und Kamose eine Weile später gingen und sie mit dem Sklavenhändler allein zurückließen, befürchtete Damona das Schlimmste. Aber sie täuschte sich. Tetitamun rührte sie nicht an. Sein Respekt vor dem Tempel der Katzenköpfigen war offenbar zu groß. Ohne sie auch nur noch eines einzigen Wortes zu würdigen, brachte er sie in einen kleinen Raum, der bis auf ein verrottetes Strohlager und eine große Tonschüssel völlig kahl war. Mit einer barschen Handbewegung bedeutete er ihr, in den Raum hineinzugehen.
Damona kam der Aufforderung nach.
Tetitamun knallte die Tür hinter ihr zu und schob geräuschvoll einen Riegel vor. Dann entfernte er sich.
Damonas Sklavenleben hatte begonnen.

***

Mike Hunter schätzte sich glücklich, dass er die Männer von der Sandinistischen Befreiungsfront als Verbündete gewonnen hatte. Allein auf sich gestellt, hätte er es wahrscheinlich nicht geschafft, bis zu Carlos Mendoza alias Sennufer vorzudringen.
Die Hazienda des Großgrundbesitzers war eine Burg. Und sie wurde verteidigt wie der Goldschatz von Fort Knox. Im großen Umkreis um die Plantagengebäude waren drehbare Scheinwerfer installiert, die das Gelände auch bei Dunkelheit ausschnittsweise in strahlendes Licht tauchten. Eine ganze Reihe von schwer bewaffneten Wachposten patrouillierte unablässig. Und an einigen Stellen waren sogar Tellerminen im Erdboden versteckt worden.
Mike, der zusammen mit einigen Guerillas außerhalb des Scheinwerferbereichs auf einem kleinen Hügel kauerte, schüttelte verständnislos den Kopf.
»Warum dieser gewaltige Aufwand?«, fragte er. »Wovor fürchtet sich dieser Mensch derartig?«
Teniente Soler grinste so breit, dass seine weißen Zähne selbst in der Dunkelheit sichtbar wurden.
»Mendoza fürchtet uns!«, sagte er stolz. »Und das aus gutem Grund. Würde er nicht diese Abwehrmaßnahmen ergreifen, hätten wir seine Plantage längst erobert. Aber alle seine Verteidigungskünste werden umsonst sein. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis wir den Blutsauger zum Teufel schicken!«
»Ich wünsche euch viel Glück«, erwiderte Mike. »Für den Augenblick aber… Okay, wie komme ich unbemerkt auf die Hazienda?«
»Komm mit, Freund Mike«, forderte der Guerilla-Anführer ihn mit

einer Handbewegung auf.

In gebückter Haltung schlich er davon. Nicht direkt auf die Plantagengebäude zu, sondern einem Punkt südöstlich davon entgegen.

Mike blieb dicht hinter ihm, um ihn in der Dunkelheit der Nacht nicht zu verlieren.

Nach etwa fünfhundert Yards machte Soler halt.

»Von hier aus wirst du keine Schwierigkeiten haben, unbemerkt durchzukommen«, sagte er im Brustton der Überzeugung.

»Wirklich?«, fragte Mike zweifelnd. Die wandernden Lichtkegel der Scheinwerfer in der Nähe der Plantage gaben ihm schwer zu denken.

»Hörst du nichts?«, wollte der Teniente wissen.

Mike spitzte die Ohren. Und er hörte tatsächlich etwas, das ihm bisher noch gar nicht aufgefallen war.

Das leise Plätschern von Wasser!

»Was ist das?«, fragte er.

»Links von dir, Freund Mike.«

Einen Augenblick später wusste Mike, was er meinte. Ein kleiner Creek schlängelte sich durch die hügelige Landschaft. Er war schmal, nicht breiter als zwei Yards, und das Wasser, das er führte, war kaum mehr als ein besseres Rinnsal.

»Dieser Bach führt…«

»… mitten durch den Hazienda-Komplex«, nahm ihm Soler das Wort aus dem Mund.

»Wunderbar!«, sagte Mike, der seine Chance sofort erkannte.

Dann aber kamen ihm plötzlich Bedenken. »Und wenn der Creek ebenfalls vermint ist?«

Wieder zeigte der Guerilla-Häuptling seine blendend weißen Zähne. »Wir hatten vor zwei Jahren einen Instrukteur aus Palästina hier«, ließ er Mike wissen. »Dieser Mann hatte für solche Gelegenheit immer ein schönes Wort bei der Hand.«

»Welches Wort?«

»Kismet!«, sagte Soler und lachte halblaut.

Der Mann hatte Nerven!

»Ist das der Grund, aus dem ihr selbst noch nicht den Versuch unternommen habt, die Hazienda durch den Creek anzugreifen?«, fragte Mike anzüglich.

»Beleidige uns nicht«, antwortete der Guerilla, und seine Stimme klang auf einmal gar nicht mehr so besonders freundlich. »Ein einzelner Mann kann die Hazienda unbemerkt erreichen. Aber eine ganze Kampftruppe…«

»Klar«, sagte Mike schnell, »wenn es möglich wäre, würdet ihr bestimmt nicht davor zurückschrecken.«

»So ist es, Freund Mike«, erwiderte Soler. Seine Stimme war wieder

kameradschaftlich geworden.

Mike hielt sich jetzt nicht mehr auf. Okay, sagte er zu sich selbst, packen wir's an!

Er verabschiedete sich von seinem Scout und stieg dann in den Creek hinein. Das Wasser war kühl, aber nicht kalt. Und es reichte ihm gerade bis zu den Knien. Soler noch einmal zuwinkend, watete Mike los.

Es war ein mühseliges, langwieriges Geschäft. Länger als eine halbe Stunde brauchte er, bis er in den Bereich der Scheinwerfer kam.

Inzwischen war er nass bis zu den Achseln, denn der Wasserspiegel war an einigen Stellen angestiegen. Trotzdem hatte er es bisher geschafft, den mitgeführten Revolver, den er in der Hand hielt, nicht nass werden zu lassen.

Nun wurde es noch schwieriger. Einer der Scheinwerfer bestrich auch den Creek mit seinem Lichtfächer. Wenn sich Mike allerdings unterhalb des Uferrands fortbewegte, konnte ihn das Licht nicht erfassen.

Er setzte seinen Weg fort. Über mögliche Tellerminen machte er sich keine Gedanken mehr. Er hoffte, dass Mendoza nicht über jene Spezialausführungen verfügte, die auch im Wasser hochgingen.

Eine weitere halbe Stunde später war er den Haziendagebäuden schon recht nahe gekommen. Bisher hatte ihn das Scheinwerferlicht nicht enttarnt. Aber er musste jetzt noch vorsichtiger sein. Einige der patrouillierenden Wachtposten waren nicht weit entfernt. Mike konnte sogar ihre Stimmen hören.

Weiter…

Dann hätte es ihn fast erwischt. Er nahm Schritte wahr, Schritte, die sich dem Creek näherten.

Natürlich, die Wächter ließen bei ihren Kontrollgängen auch den kleinen Wasserlauf nicht außer Acht.

Mike wartete so lange, wie es nur eben möglich war. Dann, als der Patrouillengänger nur noch eine Körperlänge entfernt sein konnte, pumpte er die Lungen voller Luft und tauchte in dem an dieser Stelle hüfthohen Wasser unter.

Er blieb auch dann noch unten, als sein Körper mit Macht das Auftauchen verlangte. Erst als es gar nicht mehr ging, kam er wieder hoch.

Er hatte Glück. Die Schritte des Wächters drangen immer noch an sein Ohr. Aber sie wurden mit jeder Sekunde leiser. Der Mann entfernte sich wieder.

Tief atmete Mike auf… und ein. Dann setzte er in gebückter Haltung seinen Vormarsch fort.

Der Revolver war bei seiner Tauchaktion nass und damit wahrscheinlich unbrauchbar geworden. Aber das störte ihn nicht

einmal besonders. Er hatte ohnehin vorgehabt, die Waffe nur dann einzusetzen, wenn es gar nicht anders ging.

Schließlich hatte er den Hazienda-Komplex erreicht. Die Information des Guerillas stimmte ganz genau. Der Creek lief zwischen zwei Gebäuden hindurch. Mühelos konnte Mike sich auf diese Weise völlig unbemerkt an das Herrenhaus heranmachen, das ihm Teniente Soler unverwechselbar beschrieben hatte: ein Bau im Kolonialstil, der so englisch wirkte, dass sich Mike fast wie zu Hause fühlte.

Unter den Guerillas gab es einen Mann, der vor einiger Zeit auf der Hazienda gearbeitet hatte. Deshalb wusste Mike sogar ganz genau, wo das Schlafzimmer des Plantagenbesitzers lag: im ersten Stock auf der Ostseite.

Die Außenbeleuchtung des Hauses war eingeschaltet. Im Haus selbst jedoch brannte kein Licht. Das verwunderte Mike nicht, denn inzwischen musste es seiner Schätzung nach gut drei Uhr morgens geworden sein. Bestimmt hatte sich Senor Mendoza längst zu Bett begeben.

Bevor Mike den Creek verließ, blickte er sich noch einmal aufmerksam nach allen Seiten um. Kein Mensch war weit und breit in Sicht. Die Wächter patrouillierten mehr an der Peripherie des Gebäudekomplexes. Und das sollten sie wegen Mike auch weiterhin mit viel Umsicht und Pflichtbewusstsein tun.

Er stieg aus dem Wasser und huschte geduckt auf das Eingangsportal des Herrenhauses zu.

Es war nicht einmal abgeschlossen. Der Hausherr rechnete offenbar nicht damit, dass es jemandem gelingen würde, das Herzstück seines Kaffeereiches gegen seinen Willen zu erreichen.

Mike betrat das Haus, stieg die Treppe zum ersten Stockwerk empor. Dann stand er vor der Tür, hinter der Carlos Mendozas Schlafzimmer liegen musste.

Lautlos drückte er die Klinke nach unten. Wieder war nicht abgeschlossen. Mike schlüpfte in den Raum.

Schnarchtöne drangen ihm entgegen. Sie waren für ihn wie ein Wegweiser und ersparten es ihm, Licht zu machen. Auf leisen Sohlen huschte er zur Quelle der Schlafgeräusche. Er sah die undeutlichen Umrisse eines Mannes, der lang ausgestreckt im Bett lag.

Mike holte den Revolver aus dem Hosenbund. Okay, die Waffe mochte nicht mehr funktionieren. Aber das wusste niemand außer ihm.

Er orientierte sich, wo sich der Kopf des Schlafenden befand. Dann presste er den Lauf der Waffe gegen die kritische Stelle zwischen Kinn und Kehlkopf und übte etwas Druck aus.

Schnaufend erwachte der Schläfer.

»Wünsche wohl geruht zu haben, Sennufer!«, sagte Mike beinahe

fröhlich.

***

Das Strohlager starrte zwar vor Schmutz, aber es war wenigstens einigermaßen weich. Deshalb hatte sich Damona trotz anfänglichen inneren Widerstrebens doch darauf niedergelassen. Als Sklavin durfte man nicht besonders wählerisch sein.

Sie fragte sich, wie lange sie in diesem bedauerlichen Loch zubringen musste. Ein paar Stunden höchstens, hatten ihr Senacht und Kamose versichert. Sofort nach Verlassen von Tetitamuns Haus wollten die beiden durch einen Mittelsmann im Pharaonenpalast die Information einsickern lassen, dass hier im Hause Sklaven gehalten wurden. Ganz wie Neithschere waren sie ganz sicher, dass die Männer Echnatons daraufhin unverzüglich kommen würden, um diesen Sklaven die vom Pharao garantierte Freiheit zu bringen.

So sah der Plan in der Theorie aus. Ob die Praxis die Theorie auch bestätigen würde?

Damona konnte nur warten.

Und sie wartete – Stunde um Stunde. Ihrer Schätzung nach musste inzwischen längst die Dämmerung angebrochen sein. Sehen konnte sie davon nichts, denn ihr Gefängnis besaß kein Fenster und war stockfinster.

Niemand kam. Der Sklavenhändler nicht und die Befreier vom Hof des Pharao auch nicht.

Damona fing an, schläfrig zu werden. Obwohl es irgendwo in einer Ecke verdächtig raschelte, streckte sie sich lang auf der Strohunterlage aus. Ein paar Minuten später war sie eingeschlafen. Sie träumte, dass man sie als einzige Frau unter lauter Männern dazu ausgewählt hatte, als Galeerensklave eine riesige Barke von Achetaton geradewegs nach Perth in Schottland zu rudern.

Wie lange sie im Land der Träume gewesen war, wusste sie nicht.

Als sie erwachte, stach Lichtschein in ihr Auge, der Lichtschein einer Laterne. Und der Mann, der die Laterne in der Hand hielt, war kein Mann des Pharao, sondern Tetitamun.

»Steh auf, du Schlampe von der Insel der Faulen!«, fuhr er sie an.

»Ein edler Herr ist gekommen, um dich zu besichtigen!« Besichtigen!

Damona kam sich vor wie eine Preiskuh, die irgendwo ausgestellt wurde. Aber dieser Gedanke kam ihr nur ganz flüchtig. Die offenkundige Tatsache, dass sich die Dinge ganz anders entwickelten als geplant, beschäftigte sie viel mehr.

»Jemand, der gekommen ist, um mich zu… kaufen?«, fragte sie den Sklavenhändler.

»Ja! Und dass du mir ja einen guten Eindruck machst! Verzichtet der Herr darauf, dich zu erwerben, weil du verstockt und wenig

liebenswürdig bist, werde ich dich peitschen, bis dir die Haut von den Knochen fällt! Komm jetzt!«

Damona erhob sich von ihrem Lager, ging zur Tür.

»Warte!«

Tetitamun stellte die Laterne auf den Boden.

»Wie du aussiehst! Muss gleich jeder merken, dass du unter Schweinen aufgewachsen bist?«

Er fing an, Damona von Strohhalmen zu befreien, die sich in ihrem Gewand festgesetzt hatten. Die Berührungen des feisten Mannes waren ihr widerwärtig. Mit zusammengebissenen Zähnen ließ sie die Prozedur über sich ergehen.

Anschließend führte der Sklavenhändler sie in den Raum, den sie schon von der Nacht her kannte. Ein Mann wartete dort, der in der Tat einen recht edlen Eindruck machte. Er trug ein goldbesticktes Lendentuch und ein langes Oberteil aus einem purpurfarbenen Stoff. Sein Gesicht wirkte intelligent und nicht einmal unsympathisch.

»Das, Herr«, sagte Tetitamun, »ist die Kreterin, von der ich dir berichtete! Ist sie nicht von unvergleichlichem Liebreiz? Kaufst du sie, wird sie dich zum glücklichsten Menschen beider Reiche machen!«

Interessiert betrachtete der Mann Damona.

»Es stimmt also«, sagte er dann ganz ruhig. »Tetitaton hält dich als Sklavin, obwohl er ganz genau weiß, dass der Sohn der Sonne die Sklaverei nicht duldet und unter Todesstrafe gestellt hat!«

Augenblicklich wurde Tetitamun nervös. Unruhig trat er von einem Bein aufs andere. »Herr…«

»Schweig, elender Schurke!«, donnerte der Mann in Purpur. »Ich kam nur, um den Beweis für dein Verbrechen zu erbringen. Dieser Beweis liegt nun vor. Und darum…« Er sprach nicht weiter, sondern holte eine Rohrpfeife hervor, in die er hineinblies.

Ein greller Ton erklang.

Dieser Ton war ein Signal. Kaum war es verklungen, als mehrere Männer in den Raum gestürzt kamen. Sie alle hatten das Symbol der Sonne auf der Stirn und trugen Waffen in den Händen.

Der Mann mit dem purpurnen Umhang deutete auf den Sklavenhändler. »Bestraft diesen Gesetzesbrecher, wie es das Wort des Sonnensohns verlangt!«

Entsetzt fiel Tetitamun auf die Knie. »Gnade, Herr! Ich gelobe bei Aton…«

Weiter kam er nicht. Mehrere Speere durchbohrten ihn und ließen ihn entseelt zu Boden sinken.

Ohne dem Toten auch nur noch einen einzigen Blick zu schenken, wandte sich der Mann, der den Tötungsbefehl gegeben hatte, wieder an Damona.

»Du bist frei, Tochter der fernen Insel! Da ich aber vermute, dass du

fremd bist in dieser Stadt, solltest du mich in den Palast der Sonne begleiten!«

Jetzt wusste Damona endgültig, dass der Plan Neithscheres voll und ganz aufgegangen war.

***

Angesichts der massiven Todesdrohung, die Mike Hunter ihm präsentierte, entpuppte sich Sennufer als genau so feige und angstvoll wie Anchesen-Bastet. Ja, es stimmte. Niemand fürchtete den Tod so sehr wie die scheinbar Unsterblichen.

Anfänglich machte er noch Ausflüchte, behauptete er, dass er den Namen Sennufer noch nie gehört habe, schwor er, dass er Carlos Mendoza sei und niemand anders. Aber als ihn Mike etwas mit dem Revolverlauf kitzelte, wurde er schnell weich.

»Ja, ja«, presste er gequält hervor, »ich bin Sennufer. Was wollen Sie von mir?«

Mike, der auf ihm hockte wie eine Gestalt aus einem Albtraum, lachte grimmig auf.

»Das weißt du verdammt genau, mein Freund! Oder willst du allen Ernstes behaupten, dass dich deine Bastet-Schwester aus New York nicht ganz genau ins Bild gesetzt hat?«

»Äh…«

»Ja?«

Sennufer stöhnte auf. »Es ist unmöglich, was Sie verlangen. Der große Anubis würde niemals…«

»Es käme auf einen Versuch an, oder? Also, Freundchen, wo hast du deine Göttermasken?«

»Ich… ich besitze keine Masken«, stotterte Sennufer.

»Hör zu, Buster«, sagte Mike erbost, »wenn du nicht willst, dass ich dir den Hals perforiere…«

»Es ist die reine Wahrheit!«, erwiderte der Ägypter hastig. »Die erhabene Bastet wirkt durch ihre Gesichter. Der große Anubis hingegen…« Der Mann zögerte.

»Nun?«, drängte Mike energisch.

»Die Aura des großen Anubis wird durch einen Sarkophag vermittelt!«

»Durch einen… Sarkophag?«

»Ja!«

Mike dachte nach. Ja, es war durchaus möglich, dass Sennufer die Wahrheit sprach. Anubis war der altägyptische Gott der Bestattungsriten. Dass er einen Sarkophag mit seiner Aura erfüllte, war deshalb eigentlich recht nahe liegend.

»Okay, Sennufer«, sagte Mike, »wo steht der Sarg?«

»Im… im Keller.«

Mike ließ den Ägypter los und stieg vom Bett herunter. Er ertastete eine Nachttischlampe, knipste sie an. Zum ersten Mal sah er Mendoza alias Sennufer richtig. Der Mann war etwa Ende Dreißig und wirkte genauso, wie man sich einen spanischen Granden vorstellte.

Mit dem Pyjama, den er jetzt trug, hätte er allerdings ein Verwandter von Don Quichote sein können.

»Gehen wir in den Keller!«, sagte Mike.

Sennufer starrte wie gebannt auf den Revolver. Dann gab er sich einen Ruck und kletterte aus dem Bett. Er wollte nach seiner über einem Stuhl hängenden Kleidung greifen, aber Mike hinderte ihn daran.

»Nicht nötig, Freundchen. Mir gefällst du auch so. Und wir wollen keine unnütze Zeit verlieren.«

Mit der Schulter zuckend setzte sich Sennufer in Bewegung. Gemeinsam mit Mike verließ er das Schlafzimmer. Im Haus war und blieb alles ruhig. Keines der Familienmitglieder Mendozas hatte bisher gemerkt, dass ein Fremder eingedrungen war.

Wenig später waren die beiden Männer im Keller des Hauses. Sennufer ging auf eine Stahltür zu, die jeder Safewandung Ehre gemacht hätte. Mike nahm an, dass er jetzt feststellen würde, den Schlüssel vergessen zu haben. Aber da irrte er sich. Der Ägypter hatte den Schlüssel im Pyjama. Wahrscheinlich trug er ihn jederzeit bei sich, damit niemand ohne sein Wissen den bewussten Kellerraum betreten konnte.

Mike jedoch betrat den Raum. Und er erkannte sofort, dass ihn der Hausherr nicht belogen hatte. Der Raum war vollkommen leer – bis auf zwei nebeneinander stehende wuchtige Steinsärge. Die Deckel der Sarkophage waren als Relief ausgearbeitet, zeigten eine Gestalt, die halb Mensch, halb Schakal war.

Anubis!

Mike schloss die Stahltür, fragte dann: »Was muss ich tun, um mit dem Gott in Verbindung treten zu können?«

»Sie brauchen sich nur in einen der Sarkophage zu legen und inbrünstig an den großen Anubis zu denken«, gab Sennufer mit unglücklichem Gesicht Auskunft.

»Ich bin der ägyptischen Sprache nicht mächtig. Wird der Gott mich trotzdem verstehen?«

»Der große Anubis ist allwissend und allmächtig! Er könnte Sie selbstverständlich verstehen. Aber er wird nicht geruhen…«

»Geschenkt!«, sagte Mike.

Er wusste jetzt alles, was er wissen musste. Sennufer wurde nicht mehr benötigt Mit einem trockenen Hieb beförderte er den Ägypter ins Land der Träume. Es würde mindestens eine Viertelstunde dauern, bis der Mann wieder zu sich kam. Entweder hatte Anubis bis dahin

reagiert oder…

Mike wollte gar nicht an einen Fehlschlag denken. Er wollte ins alte Ägypten, wollte zu Damona!

Entschlossen klappte er den Deckel des einen Steinsargs hoch, kroch hinein und ließ den Deckel dann von innen wieder nach unten.

Abgrundtiefe Finsternis umgab ihn. Und es war eisig kalt in dem Sarkophag, viel kälter als es eigentlich hätte sein dürfen. Die Nähe magischer Kräfte war deutlich spürbar. Es fröstelte Mike innerlich und äußerlich. Aber er überwand seine Beklemmung, konzentrierte sich ganz auf sein Ziel.

In Gedanken rief er den Namen des Schakalgottes, wieder und immer wieder.

Und plötzlich war da auf einmal eine Stimme in seinem Bewusstsein, eine Stimme, die er nicht im eigentlichen Sinne hören konnte und die doch klar und deutlich zu vernehmen war.

›Was willst du, Sterblicher?‹ Ein Gefühl stillen Triumphes durchzuckte Mike. Der Gott hatte doch geruht, ihn wenigstens anzuhören!

Nun kam es nur noch darauf an, ihn zu überzeugen.

Intensiv denkend äußerte er seinen Wunsch, in dieselbe Zeit versetzt zu werden, in der sich Damona befand.

›Warum?‹, wollte der Gott wissen.

›Ich liebe diese Frau!‹, dachte Mike. ›Ich will bei ihr sein, um ihr beizustehen in dem Kampf, den sie für die erhabene Göttin Bastet führt! Und soviel ich weiß, ist dieser Kampf ein Kampf, an dessen glückhaftem Ausgang auch du Interesse hast, großer Anubis!‹

›Das ist wahr‹, gestand ihm der Gott zu. ›Aber was vermagst du, Sterblicher? Die Dienerin der Katzenhäuptigen verfügt über Kräfte, die außergewöhnlich sind. Du jedoch bist ein einfacher, armseliger Mensch, nicht mehr wert als ein Sandkorn am Ufer des Flusses.‹

›Es stimmt, dass ich keine besonderen Fähigkeiten besitze‹, blieb Mike bei der Wahrheit. ›Aber so wie ich Damona King liebe, liebt Damona King mich! Bin ich in ihrer Nähe, werden ihre außergewöhnlichen Kräfte noch stärker, als sie es ohnehin schon sind. Lass mich zu ihr, großer Anubis, und du wirst es nicht bereuen!‹ Eine kurze Weile hörte Mike nichts mehr von dem Gott. Er dachte schon, dass Anubis das Interesse verloren und sich zurückgezogen hatte.

Dann aber meldete sich der Schakalköpfige doch wieder. So etwas wie Belustigung drückte sich in seiner lautlosen Stimme aus.

›Du bist ein außerordentlich kühner Mensch, dass du es überhaupt wagst, mich zu behelligen. Aber mir soll keine Kreatur nachsagen, ich sei gegen die Liebe. Und darum, Mike Hunter, deine Bitte sei dir gewährt!‹ Wilde Freude wallte jetzt in Mike auf.

›Ich danke dir, großer Anubis!‹, dachte er, ›ich danke dir unendlich!‹

Dann konnte er gar nichts mehr denken. Er hatte das Gefühl, von einem gewaltigen Wirbel erfasst zu werden, der seinen Geist und seinen Körper mit unwiderstehlicher Kraft in sich hineinzog.

Anschließend schien er in einen niemals enden wollenden Abgrund zu stürzen, in dem es schwärzer war als in der absoluten Lichtlosigkeit des Weltraums.

Mike Hunter hatte die Reise durch die Dimensionen angetreten.

ENDE des zweiten Teils